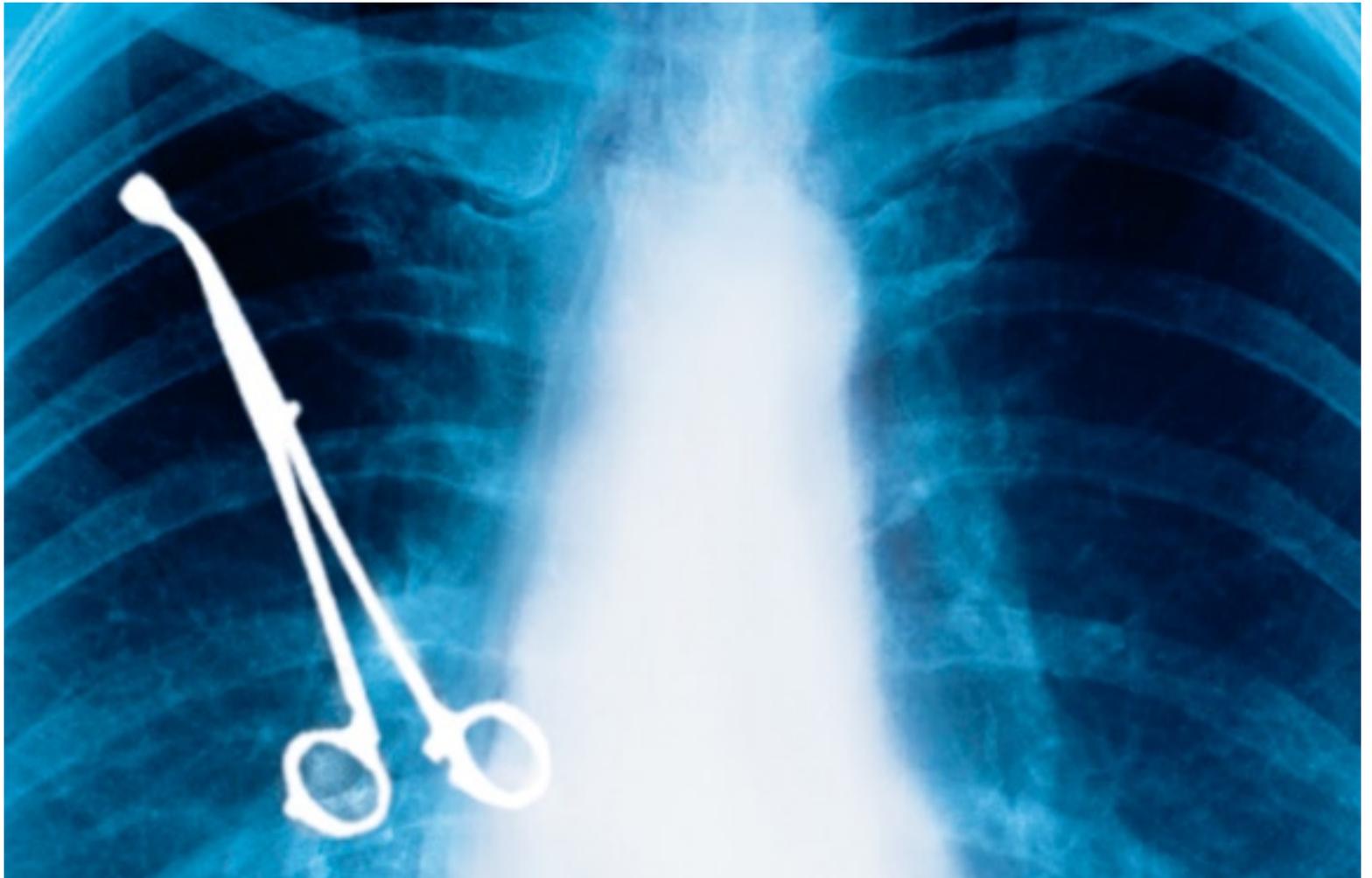


Armin Walpen: Der SRG-Direktor will heimlich die Gebühren erhöhen

Nummer 25 – 18. Juni 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Schweizer Spitäler können Ihre Gesundheit gefährden

Rund 1200 vermeidbare Todesfälle pro Jahr. Was ist zu tun?

Von Matthias Meili

Lendenlahme SVP

Keine Reaktion auf den Abgang von Bundesrat Couchepin.

Von Urs Paul Engeler und Markus Somm

Unser Mann in Teheran

Urs Gehriger erlebt und beschreibt die umstrittenen Wahlen im Iran.



100

Jahre
Vorsprung durch Technik

Advance Business Design



**Der Audi A6 allroad quattro.
Jetzt mit neuen Ausstattungspaketen.**

Jetzt ist der A6 allroad quattro ganz besonders aktuell: Die Ausstattungspakete Advance, Business und Design vereinen die beliebtesten Optionen zu einem attraktiven Angebot. Mehr Informationen gibts beim Audi-Händler in Ihrer Nähe oder unter www.audi.ch.



Intern

Als Bundesrat Pascal Couchepin seinen Rücktritt ankündigte, gaben seine Leute der Presse mehrseitige Bilanzen seiner Tätigkeit ab: Warum hat es ein Bundesrat, der elf Jahre in der Regierung sass, nötig, sich zu rechtfertigen?



Überschwängliche Nachrufe: Couchepin.

Früher war es undenkbar, dass Bundesräte derartige Papiere verteilen. So gesehen, ist es Zeichen einer erfreulichen Demokratisierung, dass neuerdings auch Bundesräte Rechenschaft abgeben zu müssen glauben. Im Falle Pascal Couchepins ist es tragisch. Allen überschwänglichen Nachrufen (vor allem der eigenen Partei) zum Trotz: Couchepin mag seinen Abgang gut geplant haben, dennoch ist es eine Flucht aus dem Amt. Im Gesundheitswesen steckt er fest, der Invalidenversicherung droht nach wie vor der Kollaps. Es bleibt die ambivalente Erinnerung an einen Politiker, der viel hätte zustande bringen können, aber wenig erreichte. Um seine Nachfolge ist ein Machtkampf im bürgerlichen Lager ausgebrochen. Dass die FDP um ihren zweiten Sitz bangt: auch dies gehört zu Couchepins Erbe. **Seite 10**

Am Tag nach dem angeblichen Kantersieg Achmadinedschads bei der iranischen Präsidentschaftswahl befand sich Redaktor Urs Gehrig in Teheran. Aus nächster Nähe beobachtete er die Protestkundgebungen, die bald zu Strassenschlachten ausarteten. Unverhofft geriet er selbst ins Visier motorisierter Revolutionsgarden. Bei der Verfolgungsjagd durch Gassen und Häuserschluchten kam er mit einer zerrissenen Hose allerdings glimpflich davon. Als folgenreicher erwies sich die offizielle Anweisung des Regimes, gemäss der die

Visa der für die Wahl eingeflogenen Reporter nicht verlängert wurden. Zusammen mit Dutzenden Kollegen wurde Gehrig zur Ausreise gezwungen. «Die Wahlen sind vorbei», lautete die lakonische Erklärung, «es gibt nichts mehr zu berichten.» **Seite 15**

Manchmal ist die Welt tatsächlich klein und dafür die Chance gross, Jerry Rawlings kennenzulernen: in Zürich. Er besucht gelegentlich Verwandte in der Schweiz, und als Perfektionist spricht er sogar *Gschnätzlets* korrekt aus. Der Fliegerhauptmann unternahm in Ghana drei Staatsstreichs, wobei zwei geglückt sind und der erste, gescheiterte ihn wegen Meuterei in Todesgefahr brachte. Rawlings regierte zehn Jahre als Diktator, dann gab er dem Land eine demokratische Verfassung und wurde in freien Wahlen zweimal zum Präsidenten gewählt. Daniel Ammann und Peter Hartmann trafen ihn zum Interview, das



Käuflicher Trost: Kunstmesse Art.

sich zu einer sechsstündigen afrikanischen Geschichtslektion ausweitete. **Seite 48**

Die Art Basel ist der weltweit erfolgreichste Basar der Wunderheiler und Alchemisten. Der Kunstmarkt hält für jede (Sinn-)Krise käuflichen Trost bereit – erfuhr Daniele Muscionico in den Messehallen, die mit Kunstgläubigen in Rekorddichte angefüllt waren. Grosse Namen stiessen auf rege Nachfrage, Experimente waren kaum zu sichten, und die Preise hatte man kräftig nach unten korrigiert. Das Erfolgsrezept gründet nicht nur auf der Qualität der Galeristen, sondern mindestens so sehr auf den rechtlichen und steuerlichen Vorteilen, die ihnen die Schweiz bietet. Denn bei Kunsthändlern noch beliebter als die Art in Basel ist das Zollfreilager in Basel. **Seite 38**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Lukas Voellmy (*Volontär*), Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.



Farmers & Co. In den Agrar-Sektor investieren

- Kapitalschutz-Produkte, MINI Futures, Open End Zertifikate und ETF
- Auf Aktien-Indizes, einzelne Rohstoffe und Rohstoff-Indizes
- Anlagen in CHF, EUR, USD oder mit Währungsschutz (Quanto)
- Börsentäglich handelbar an der Scoach
- Emittenten-Rating: Aa2 (Moody's) / A+ (S&P)

Kapitalschutz-Produkte

Basiswert	Kapitalschutz per Verfall	Partizipation	Verfall	Währung	Valoren
ABN AMRO	100%	100%*	29.10.2012	EUR	3'396'398
Global Farmers Index					

* Partizipation an der durchschnittlichen Wertsteigerung des Basiswerts

MINI Future Zertifikate

Name	Finanzierungslevel	Stop Loss Marke	Hebel	Laufzeit	Währung	Valoren
Kaffee MINI Long	106.00	114.10	4,95	Open End	CHF	10'183'300
Kakao MINI Long	1402.53	1506.66	4,20	Open End	CHF	10'183'278
Mais MINI Long	345.63	371.29	4,80	Open End	CHF	10'183'316
Weizen MINI Long	476.00	523.09	5,31	Open End	CHF	10'185'837
Zucker MINI Long	13.02	14.06	5,33	Open End	CHF	10'185'815

Open End Zertifikate

Basiswert	Laufzeit	Währung	Valoren
ABN AMRO Agricultural Basket	Open End	USD	2'069'793
ABN AMRO Agricultural Basket	Open End	CHF Quanto	2'070'357
ABN AMRO Asia Farmers Index	Open End	CHF	3'861'043
ABN AMRO Asia Farmers Index	Open End	USD	3'861'044
ABN AMRO Global Farmers Index	Open End	CHF	3'347'120
ABN AMRO Global Farmers Index	Open End	EUR	3'356'260
ABN AMRO Global Farmers Index	Open End	USD	3'356'275
RICI® Agriculture Commodity Index	Open End	USD	2'127'156
RICI® Enhanced SM Agricultural Index	Open End	USD	3'396'406
RICI® Enhanced SM Agricultural Index	Open End	CHF Quanto	3'396'408
RICI® Enhanced SM Agricultural Index	Open End	EUR Quanto	3'396'407
RICI® Enhanced SM Baumwolle Index	Open End	CHF	4'545'414
RICI® Enhanced SM Kaffee Index	Open End	CHF	4'545'424
RICI® Enhanced SM Kakao Index	Open End	CHF	4'545'422
RICI® Enhanced SM Mais Index	Open End	CHF	4'545'416
RICI® Enhanced SM Sojabohnen Index	Open End	CHF	4'545'420
RICI® Enhanced SM Weizen Index	Open End	USD	4'545'417
RICI® Enhanced SM Zucker Index	Open End	USD	4'545'425

Market Access ETF

Basiswert	Laufzeit	Währung	Valoren
Rogers International Commodity Index® - Agriculture	Open End	USD	2'617'070

Stand: 15.06.2009

Risikohinweis: Dieses Werbeinserat stellt keinen Emissionsprospekt im Sinne von Art. 652a resp. 1156 OR dar. Der alleinverbindliche Prospekt in englischer Sprache kann direkt bei ABN AMRO Bank N.V., Zweigniederlassung Zürich, unter der Tel. 044/6316262 bezogen werden. Die Produkte qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne des Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher auch nicht der Aufsicht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) unterstellt. Die Anleger sind dem Konkursrisiko der Emittentin ausgesetzt. Die genannten Indizes sind zu Gunsten der jeweiligen Rechteinhaber geschützt. Die Produkte sind weder für den Vertrieb in den Vereinigten Staaten, Grossbritannien oder den Niederlanden, noch an US-Personen bestimmt.

Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass die Gespräche auf der angegebenen Linie aufgezeichnet werden. Bei Ihrem Anruf gehen wir davon aus, dass Sie mit dieser Geschäftspraxis einverstanden sind.

➤ Weitere Informationen zu diesen oder anderen interessanten Produkten von ABN AMRO
www.abnamromarkets.ch · abnamro.pip@ch.abnamro.com · Tel. 044 631 62 62

Staat und UBS

Warum der Bund nicht überstürzt aus der Grossbank aussteigen sollte. Ein Vorschlag.
Von Roger Köppel

Seit letzter Woche fragen sich die Experten sorgenvoll: Wann endlich gibt der Bund seine Beteiligung an der Grossbank UBS auf? Bundespräsident Merz liess verlauten, man wolle schnellstmöglich die Anteile abtossen. Eugen Haltiner, Chef der Bankenaufsicht Finma, gab mit der Selbstsicherheit des Bürokraten durch, noch sei die Bank zu schwach, um auf eigenen Füüssen zu stehen. In der Summe ergeben die beiden Wortmeldungen ein unerfreuliches Bild: Weder Bund noch Bankenaufsicht glauben an die UBS. Wenn die Staatsbeteiligung jemals den Sinn hatte, das Vertrauen in die Grossbank wiederherzustellen, dann sabotieren Merz und Haltiner durch ihre Unbedachtheiten das Ziel, das sie eigentlich erreichen wollen. Ausserdem bleibt der wesentliche Punkt zu klären: Was ist die richtige Strategie der Eidgenossenschaft für den Umgang mit ihren Anteilen an der UBS?

Zur Erinnerung: Im letzten Herbst gelangte die schwächelnde Bank an den Bund, um ihre Eigenkapitalbasis zu verbreitern. Normalerweise hätte sie das Kapital auf den Finanzmärkten beschaffen sollen, doch als angeschlagene Firma schaffte sie es im damaligen Umfeld nicht innert nützlicher Frist. Wie konnten die Milliarden besorgt werden? Der Bund gab der Bank sechs Milliarden Franken an Eigenkapital. Die Bank stellte ihrem Gläubiger eine Pflichtwandelanleihe mit einer Laufzeit von dreissig Monaten aus. Während der ersten sechs Monate durfte der Staat die Anleihe gemäss Abmachung nicht in Aktien umwandeln. Am Dienstag letzter Woche lief die Frist ab. Finanzminister Merz könnte jetzt Teile oder die gesamte Sechs-Milliarden-Anleihe in Aktien tauschen, diese Aktien weiterverkaufen oder die Aktien selber halten. Der Bund ist nervös, aber er macht nichts.

Für die Politik ist es ein Bombengeschäft. Der Bund sicherte sich bei der UBS einen fantastischen Zins von 12,5 Prozent. In andern Zeiten und Umständen würden wir von Wucher sprechen. Doch nicht nur dies. Der Staat kassiert während dreissig Monaten den vollen Zins, selbst wenn er während der Laufzeit einen Teil der Anleihe oder die gesamte Anleihe in Aktien wandeln und diese verkaufen sollte. In Zahlen: Auf seinem Investment von sechs Milliarden kassiert der Staat unabhängig davon, ob er wandelt, die Aktien hält oder weiter-



Mindestens 375 Millionen für den Bund.

verkauft, insgesamt 1,87 Milliarden Franken Zins. Das sind zwei Millionen Franken Zins pro Tag. Hat da jemand Abzocker gesagt?

Die Grundsatzdiskussion läuft an. Soll sich der Bund gemäss der reinen Lehre möglichst schnell aus der Bank zurückziehen, also wandeln und die Aktien verkaufen? Das raten bürgerliche Politiker, aber auch Linke, die angesichts der Aktienkursentwicklung bei der UBS ein Risiko für den Steuerzahler wittern. Auf den ersten Blick scheinen sie recht zu haben, dennoch ist es ein Irrtum. Es besteht kein finanzielles Risiko, das der Bund nicht guten Gewissens tragen könnte. Als der Staat bei der UBS mit seiner Pflichtwandelanleihe einstieg, lag der Kurs der Aktie bei rund 18 Franken. Inzwischen liegt er nur noch bei 15 Franken. Würde der Bund jetzt wandeln, müsste er die Aktien zum vereinbarten Wandelpreis von 18 Franken übernehmen und würde dafür für jede Aktie vielleicht 14 Franken lösen: Dies bedeutete einen Gesamtverlust von 1,3 Milliarden Franken auf dem Ursprungskapital, wenn alle Aktien abgestossen würden.

Allerdings: Der Verlust würde zum jetzigen Zeitpunkt voll kompensiert. Erstens kassierte der Bund in den ersten sechs Monaten Laufzeit der Anleihe bereits einen Zins von 375 Millionen Franken. Für die restliche Laufzeit müsste ihm die UBS noch weitere 1,5 Milliarden Franken Zins vergüten. Der Staat hätte trotz sinkenden Kursen einen respektablen Gewinn von knapp 600 Millionen Franken erzielt. Die

Ausstiegshysterie von Finanzminister Merz ist nicht nachvollziehbar. Aber, argumentieren Kritiker, muss Merz nicht deshalb schleunigst verkaufen, weil der Kurs noch weiter sinken könnte? Falsch. Wenn der Staat nicht mehr daran glaubt, dass er durch seine Beteiligung die UBS stützen kann, dann glaubt er nicht mehr an sich selbst. Ein Ausstieg aus Angst und Schwäche wäre ein verheerendes Signal. Mehr noch: Wenn die erdbebensichere Schweiz nicht mehr auf steigende UBS-Kurse vertraut, wer dann?

Kurzum: Der Staat darf nicht überstürzt aussteigen. Die merzische Hektik ist verfehlt. Sie ist auch deshalb verfehlt, weil ein Massenverkauf von Bundesaktien der UBS die Kurse weiter senken und Spekulanten anlocken würde, die später gewaltige Gewinne verbuchen. Für die Bank wäre die verfrühte Exit-Lösung ebenfalls schlecht. Ihre Aktien verlören an Wert, und sie müsste dem Bund den vollen Restzins von 1,5 Milliarden Franken zahlen. Das AngstszENARIO schadet der Bank, aber auch der Schweiz. Nutzniesser wären spekulierende Investoren, die zu Schleuderpreisen an UBS-Titel kämen.

Deshalb raten namhafte Insider zu einem ganz anderen Vorgehen. Der Ansatz ist originell und intelligent: Der Staat soll vorderhand weder wandeln noch verkaufen. Der Bund muss der UBS dringend raten, sich auf den Finanzmärkten durch eine Aktienemission sechs Milliarden Franken zu beschaffen. Mit den sechs Milliarden kann die Bank dem Bund ihre Pflichtwandelanleihe abkaufen und umgehend vernichten. Damit lassen sich vier Fliegen mit einer Klappe schlagen. Erstens: Die UBS steht wieder auf eigenen Beinen. Zweitens: Durch den Rückkauf der Anleihe entfällt der Wucherzins für die restlichen 24 Monate. Drittens: Ohne die Zinslast des Bundes verbessert sich die Erfolgsrechnung der Bank in zwei Jahren um 1,5 Milliarden Franken. Das ist eine echte Stärkung. Viertens: Der Staat erhält sein Ursprungskapital zurück, aber nicht nur das. Zu den bereits kassierten 375 Millionen Franken Zinsen kommen pro Tag noch zwei Millionen Franken Zinsen dazu, bis die Bank den Rückkauf der Anleihe realisiert.

Wir fassen zusammen: Finma-Chef Haltiner sollte seine geschäftsschädigenden Andeutungen, die UBS sei noch zu schwach für einen Alleingang, sofort einstellen. Bundesrat Merz muss umgehend aufhören, panische Ausstiegspläne zu verbreiten. Unter allen denkbaren Lösungen ist die am wenigsten schlechte zu wählen: Die UBS beschafft sich sechs Milliarden Franken Eigenkapital auf den Finanzmärkten, kauft die Pflichtwandelanleihe zurück, spart 1,5 Milliarden Franken Zinsen, schafft den Sprung in die Freiheit und beschert dem Staat einen schönen Gewinn von mindestens 375 Millionen Franken.



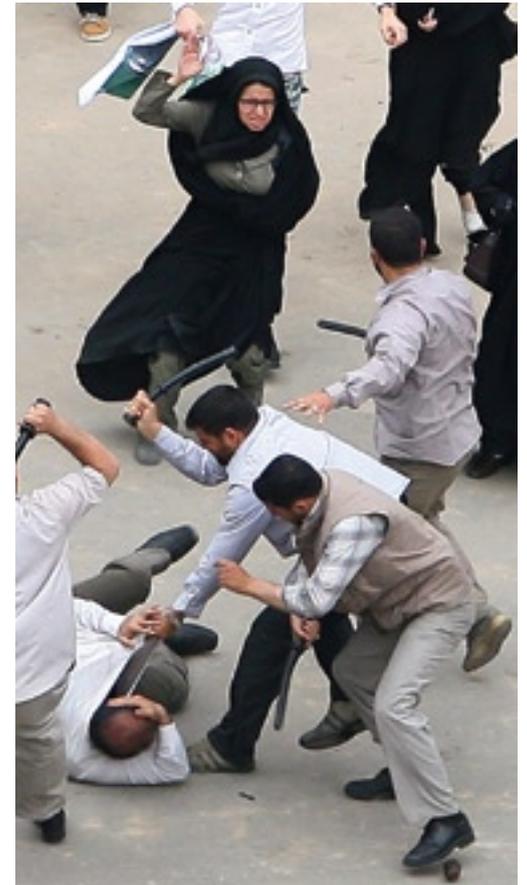
Ohne Rückhalt: SRG-Chef Walpen. Seite 34



Qual der Wahl: Wie entscheiden? Seite 40



Keine Liquidität: Wer ist schuld? Seite 36



Gewaltausbruch: Proteste im Iran. Seite 15

Aktuell

5 Editorial

9 Kommentar Protest wird Bürgerpflicht

10 Flugjahre für Bundesräte

Selten war die Regierung so wacklig wie bei Couche-pins Abgang. Der FDP-Sitz ist gefährdet – mit weiteren Rücktritten ist zu rechnen

11 Parteien Zögern, zählen, schauen, dösen

12 Rücktritt Der Mensch dahinter

13 Nachfolge Regieren wie Pygmäen

14 Sozialwerke Das virtuelle Milliardenenspiel

15 «Ich bete nicht mehr»

Die Proteste im Iran richten sich im Kern gegen die oberste Autorität, Religionsführer Chamenei. Impressionen aus einem Staat in Aufruhr

18 Nahost Spiel mir das Lied vom Frieden

21 Justiz Wenn der Täter zum Opfer wird

22 Personenkontrolle Matyassy, Sommaruga, Hartmann

22 Die Deutschen SPD hat fertig

23 Wirtschaft Neuer Kompass für die Welt

24 Mörgeli Einsatz für sich selber

24 Bodenmann Die Wolke der sieben

25 Medien Leiser Ruf nach dem Staat

25 Wortkontrolle «Funktionaler Alphabet»

26 Leserbrief

Hintergrund

28 Ein Skandal, den niemand wahrnimmt

Vermeidbare Behandlungsfehler in Spitälern kosten jedes Jahr Hunderten von Patienten das Leben

30 Interview «Menschliche Handlungen»

32 Patientensicherheit Unvollständige Informationen

34 Walpens letzte Tricks

Der angeschlagene SRG-Generaldirektor verschweigt eine bereits geplante Gebührenerhöhung

36 Kreditklemme gibt es nicht

Die Banken bleiben lieber auf ihrer Liquidität sitzen, statt der Wirtschaft Kredite zu gewähren – ein falsches Vorurteil

38 Alchemisten-Kunst

Der Erfolg der 40. Art Basel ist nicht nur der Kunst zu verdanken, sondern Marketing und Standortvorteilen

40 Märchen der reinen Vernunft

Philosophen von Plato bis Descartes irrten – Vernunft allein hilft bei Entscheidungen nicht weiter

43 Der weisse Scheich

Wie Real Madrid Unsummen für Fussballstars verschleudert

44 Vermächtnis trinkfester Vorfahren

Hat die keltische Kultur die heutige Schweiz stärker geprägt als die römische oder die germanische?

46 Geometrie der Brustrasur

Sommer-Knigge: für Männer, die sich sehen lassen können



Desperater Abenteurer: Rawlings. Seite 48

Interview

48 «Das Land schrie nach Blut»

Begegnung mit Jerry John Rawlings, der vor dreissig Jahren das Militärregime Ghanas putschte – und als gewählter Präsident das westafrikanische Land zum Vorbild für den ganzen Kontinent machte

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Hollywoods Heuschrecke

54 Namen Von Britney Spears bis Sara Ziff

55 MvH Karl *et moi*

56 Im Gespräch Trudie Götz, Modeunternehmerin

57 Luxus Schleicher oder Läufer?

58 Auto Peugeot 308 Coupé Cabrio

59 Objekte Home Dock von Philips

59 Wein Impérial 2006

60 Bestseller

60 Stimme der Nichtleser

Begegnung mit Alex Capus, der mit «König von Olten» die Bestsellerliste gestürmt hat

62 Jazz Burton, Metheny, Swallow, Sanchez

62 Film «State of Play»

63 Klassik «Dirigenten sind keine Genies»

64 Doppelpass Gelbsucht: Folge 30 des Fortsetzungsromans

66 Hochzeit Petra Meier und Roger Kauf

Autoren in dieser Ausgabe

Matthias Meili



Der Wissenschaftsjournalist, der als Redaktor für die *Weltwoche* und die *NZZ am Sonntag* arbeitete, ist ein ausgewiesener Kenner des Gesundheitssystems. Lesen Sie ab Seite 28 seine Analyse, warum es in Schweizer Spitälern immer wieder zu tödlichen Behandlungsfehlern kommt.

Peter Rothenbühler



Mit Pascal Broulis ist ein neuer möglicher Couchepin-Nachfolger aufgetaucht. Als früherer Chefredaktor von *Le Matin* in Lausanne weiss der Publizist Peter Rothenbühler, was vom in der Deutschschweiz weitgehend unbekanntem FDP-Politiker zu halten ist. Auf Seite 13 lässt er uns teilhaben.

www.weltwoche.ch

Jeden Montag ab 15 Uhr: Der Weltwoche-Videokommentar

Neu gibt's schon zum Wochenbeginn frische Analysen und Meinungen: Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Chefredaktor Roger Köppel und weitere *Weltwoche*-Autoren präsentieren in knapper Form (Dauer drei bis vier Minuten) ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils montags ab 15 Uhr auf unserer Homepage aufgeschaltet. Sämtliche Kommentar-Videos finden Sie unter www.weltwoche.ch/videokommentar

Platin-Club

Spezialangebot: 15% Rabatt auf ausgewählten Konzerten der Moonlight Classics in Zofingen
Spezialangebot: 20% Rabatt auf Tickets vom 26. und 27. 9. 2009 für «Ballet for Life», Béjart Ballet Lausanne
Spezialangebot: 10% Rabatt auf allen Tickets fürs Opernfestival Avenches
Spezialangebot: 20% Rabatt auf die Biografie «Christoph Blocher – Der Konservative Revolutionär» von Markus Somm (Fr. 38.– statt Fr. 48.–)
Produkt des Monats: 27% Rabatt auf die Digitalkamera Samsung WB500, 10 Megapixel, 10x Ultra-Weitwinkel-Zoom. Fr. 299.– statt Fr. 409.– (unverbindliche Preisempfehlung).

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

ARTENREICHTUM **M**



Dieses Zeichen garantiert mehr Biodiversität und bessere Bedingungen für Nutztiere. Durch die umweltbewusste Landwirtschaft wird seltenen Pflanzen und Tieren ein natürlicher Lebensraum ermöglicht. In Zusammenarbeit mit rund 14 000 engagierten Schweizer Landwirten entstehen so Qualitätsprodukte, die man mit bestem Gewissen genießen kann. Mehr zu TerraSuisse finden Sie unter migros.ch

MIGROS
Ein **M** besser.

Protest wird Bürgerpflicht

Von Urs Paul Engeler — Aufruf: Wer sich gegen die Selbstherrlichkeit, die in Bern regiert, wehren will, muss die Trick-Abstimmung zur IV juristisch bekämpfen. Ab 23. Juni und mit guten Chancen.



Verwegene Aktion: eidgenössische Räte an der Sommersession in Bern.

Es häufen sich im Bundeshaus die Vor-
kommnisse, die nicht mehr nur journalistisch dargestellt und (wirkunglos) beklagt und kritisiert werden können, sondern mit effektiveren Mitteln bekämpft werden müssen. Die illegale Aktion von Parlament und Bundesrat, den verbindlichen Bundesbeschluss zur Zusatzfinanzierung der Invalidenversicherung (IV) nachträglich abzuändern, ist der Gipfel einer politischen Affäre, die zwingend von Gerichten beurteilt werden muss.

Was ist Sache? Am 13. Juni 2008 verabschiedeten die eidgenössischen Räte den «Bundesbeschluss über eine befristete Zusatzfinanzierung der Invalidenversicherung durch Anhebung der Mehrwertsteuersätze», der zwei Wochen später im Bundesblatt veröffentlicht wurde, wie es der korrekte Gang der Dinge verlangt. Auf diese Publikation wird auch jetzt noch verwiesen, wer sich auf der Homepage des Bundes nach dem Stand der IV-Thematik erkundigt. Im gültigen Text steht, dass die Steuern ab 1. Januar 2010 während sieben Jahren angehoben und die Mehrerträge in die IV-Kasse fliessen sollen. Mitte Januar – so weit immer noch im Rahmen des Rechts – entschied die Landesregierung, den obligatorischen Urnengang zur Änderung der Fiskalansätze auf den 17. Mai 2009 anzusetzen.

Was darauf folgte, war eine Serie von Willkürlichkeiten, die geeignet ist, sämtliche

rechtlichen Regeln und demokratischen Gepflogenheiten des Landes ausser Kraft zu setzen. Mit einem beispiellosen Bückling vor der Wirtschaft sagte der Bundesrat, erstmalig in der Geschichte der Eidgenossenschaft, die bereits öffentlich gemachte und somit fixierte Abstimmung wieder ab. Er befürchtete mit gutem Grund ein Nein von Volk und Ständen und wollte ein günstigeres wirtschaftliches Klima zur Geldbeschaffung abwarten. Im Herbst, so meinte er später, werde die konjunkturelle Talsohle erreicht und eine Zustimmung möglich. Ende März schliesslich ordnete er den 27. September als neuen Termin an.

Übergriff auf die Rechtsordnung

Bundesrat Pascal Couchepin eröffnete am 19. Mai den Abstimmungskampf. Ein bürgerliches Komitee (Steuererhöhung «dringend nötig») trat kurz darauf an die Öffentlichkeit. Linke Befürworter sind seit längerem online aktiv und propagieren dort bis auf den heutigen Tag die Anhebung der Steuersätze per 2010. Auch die Gegner brachten sich in Position. Die Diskussion rollte an.

Sie zeigte allerdings, dass die Steuererhöhung in der Zwischenzeit um kein Deut populärer geworden ist. Und weil die Wirtschaft sich weiterhin weigerte, die Vorlage zu unterstützen, setzte das Parlament zum ultimativen

Übergriff auf die geltende Rechtsordnung an. In einer mehr als verwegenen Aktion unter Führung des rot-freisinnigen bernischen Duos Simonetta Sommaruga (SP-Ständerätin) und Johann Schneider-Ammann (FDP-Nationalrat) setzten die eidgenössischen Räte innert zweier Tage (!) den noch immer offiziellen Erlass ausser Kraft und drückten eine geänderte Fassung durch, die den Beginn der Steuererhöhung auf den 1. Januar 2011 verschiebt und die Wirtschaft (vorerst) zufriedenstellt.

Ein juristisches Gutachten, das die Rechtmässigkeit des Piratenakts hätte überprüfen sollen, wurde abgeblockt. Ebenfalls ohne explizite rechtliche Abklärung schloss der Bundesrat sich dem Überfall an. Das Bundesamt für Justiz, Hüterin der Legalität, gibt keine Auskunft.

Voraussichtlich am 23. Juni, also ziemlich genau drei knappe Monate vor dem Urnengang, wird die frisierte Fassung wiederum im Bundesblatt publiziert. Und da liegt der juristische Haken, an dem die politischen Machtspieler aufgehängt werden können. Das Gesetz über die politischen Rechte verlangt in Artikel 10 Absatz 1^{bis} dass der Bundesrat «wenigstens vier Monate vor dem Abstimmungstermin» die Vorlagen nennt, über die der Souverän zu befinden haben wird. Massgebend dafür ist die Publikation im Bundesblatt. Und die wird im Falle der getürkten IV-Vorlage eindeutig zu spät erfolgen.

So muss für einmal der Bürger nicht ohnmächtig die Hand im Sack zur Faust ballen. Das Gesetz über die politischen Rechte erlaubt es ihm, aktiv zu werden und «wegen Unregelmässigkeiten bei Abstimmungen» bei den Kantonsregierungen brieflich und «eingeschrieben» Beschwerde zu führen (Art. 77). Zu verlangen ist, dass allein über die ordnungsgemäss angekündigte erste Vorlage mit der Steuererhöhung per 2010 abgestimmt wird und keinesfalls über die nachträglich gebastelte Trickversion. Falls, wie zu befürchten ist, der Kanton aus opportunistischen Gründen diese Klage abweisen sollte, kann der Bürger beim Bundesgericht rekurren (Art. 80). Es wird interessant, ob das Oberste Gericht, das durch einige zweifelhafte Entscheide aufgefallen ist, so weit geht, das geltende Recht ausser Kraft zu setzen, um die in Bern herrschende Mitte-links-Koalition zu schützen.

Ab 23. Juni, wenn, wie angekündigt, der umgewandelte Text im Bundesblatt erscheint, beginnt die Protestfrist zu laufen. Die Beschwerde ist keine kleinliche Rache aus dem Hinterhalt, sondern das legitime und nötige Mittel des Bürgers, sich seine demokratischen Rechte wieder anzueignen, die das immer dreistere politische Personal sukzessive beschränkt.

Mehr zum Rücktritt von Pascal Couchepin: Seite 10, 24
Mehr zur IV-Finanzierung: Seite 14

Flugjahre für Bundesräte

Von Markus Somm — Pascal Couchepin bringt seine FDP in eine ungemütliche Lage. Verliert sie einen Sitz in der Regierung? Nicht besser ergeht es dem Land: Selten war der Bundesrat so unstabil. Man wartet auf weitere Rücktritte.



Wer fliegt als Nächstes? Magistrale Wackelkandidaten Widmer-Schlumpf, Calmy-Rey, Merz und Leuenberger (v.l.n.r.).

Als die FDP vergangenen Freitag in einer Pressemitteilung Pascal Couchepin als «Staatsmann» und «grossen Patriot» verabschiedete, fügte sie ihrem Text auch eine lustige Karikatur bei: Vor dem Hintergrund von ein paarskizzenhafterkennbaren Bergen kämpften sich drei Radfahrer den Hang hoch. Der vorderste war als Sozialdemokrat angeschrieben (SP, 19,5 %) und er schwitzte, die Zunge hing ihm weit heraus, während der hinterste Fahrer, ein Christdemokrat (14,5 %) ebenfalls schwitzte, aber längst abgehängt schien. Resigniert starrte er auf sein Rad hinunter. Nur der mittlere Fahrer (FDP, 17,7 %) wirkte athletisch überlegen. Mit Schwung und ohne Schweissperlen machte er sich an den erschöpften Sozialdemokraten heran. Sicher wird er ihn bald hinter sich lassen. Die eigentliche Führerin des Feldes, die SVP, war überhaupt nicht zu sehen.

Was die Karikatur beschwor: einen Freisinn auf der Überholspur, prägte auch den Text.

Zur Schau gestelltes Selbstbewusstsein, lärmige Zufriedenheit – wo stille Panik herrscht. Tatsächlich ist die FDP, die einst alle sieben Sitze des Bundesrates besetzt hatte, an einem Tiefpunkt ihrer glorreichen Geschichte angelangt. Es ist denkbar, dass sie im Herbst ihren zweiten Sitz in der Regierung einbüsst.

Abdankung des Freisinns

Es wäre ein historisches Moment: Die Partei, die 1848 den Bundesstaat begründet und bis 1989 das Land nach Belieben beherrscht hatte, wäre zur kleinsten Bundesratspartei abgesunken. Dass der Freisinn um seinen zweiten Sitz bangen muss, hat er auch jenem Bundesrat zu verdanken, den er nun so überschwänglich in die Pensionierung lobte. Man fühlte sich an die Gesetzmässigkeiten bei Beerdigungen erinnert: Je freundlicher die Abdankung, desto erleichterter sind die Hinterbliebenen. Pascal Couchepin stand für einen Kurs, der bedeu-

tete, sich mit der Linken (SP) zu arrangieren und mit der Rechten (SVP) zu entzweien. Die Abgrenzung hat sich nicht ausbezahlt.

1989 war Couchepin zum Fraktionschef der FDP gewählt worden. Er galt als aufstrebender, origineller Aussenseiter. Noch nie hatten die Unterwalliser Radikalen ein Spitzenamt der FDP ausfüllen dürfen. Aber kurz nach dem erzwungenen Rücktritt der freisinnigen Bundesrätin Elisabeth Kopp aus dem Kanton Zürich war alles möglich. Schon im Frühjahr war mit Franz Steinegger ein unwahrscheinlicher Kandidat aus dem freisinnigen Niemandland Kanton Uri FDP-Parteipräsident geworden. Couchepins Vorgänger war der legendäre, mächtige Zürcher Nationalrat Ulrich Bremi gewesen. Von ihm übernahm der Walliser damals die stärkste Fraktion der Bundesversammlung. Sie umfasste 65 Köpfe. Als Couchepin fast zehn Jahre später, 1998, zum Bundesrat gewählt wurde, zählte die Fraktion noch 60

Parteien

Zögern, zählen, schauen, dösen

Alle Parteien und Fraktionen machen Bundesratswahlkampf. Nur sie SVP genießt den Frühsommer. Von Urs Paul Engeler

Das laute Selbstlob des demissionierenden FDP-Bundesrats Pascal Couchepin war noch nicht verhallt, als die Parteien sich dem Kampf um die Nachfolge zuwandten. FDP und CVP machen mit Rechenspielen und ethnischen Reinheitsdiskussionen um den «echten Romand» sich den Sitz streitig. Die Sozialdemokraten schlagen aus dem Zwist maximales politisches Kapital und verkünden genüsslich, ihre Stimmen nur an Bewerber zu verkaufen, die sich dem SP-Programm anschließen. Und auch die Randgruppe der Grünen stellt Forderungen wie eine Grosse.

Nur die mit Abstand stärkste Partei des Landes, die SVP, hat sich aus der Debatte abgemeldet. Aus ihren dünnen Wortmeldungen ist lediglich herauszufiltern, dass man vorerst einmal mit den andern Parteien spreche und dann schaue und eine eigene Kandidatur allenfalls nicht ganz ausschliesse. Ende der Durchsage. Macht die Führungscrew Ferien? Übt sie sich neu in artiger Zurückhaltung? Oder hat sie, überrascht und unvorbereitet, gar keinen Plan?

Auch wenn die Regeln der Konkordanz in den letzten Jahren arg relativiert wurden, gehört Couchepins Sitz der SVP. Die 29-Prozent-Partei, die mit heute 65 (ab September gar 66) Mitgliedern auch die grösste Fraktion im Bundeshaus stellt, ist mit einem Mann, Verteidigungsminister Ueli Maurer, in der Regierung krass untervertreten. Die Partei hatte in der Vergangenheit ihren Anspruch auf angemessene Präsenz im Bundesrat stets nicht nur verbal, sondern immer wieder mit konkreten Kandidaturen angemeldet. Sie ist, um glaubwürdig zu bleiben, selbst in aussichtslose Wahlgänge (etwa Christoph Blocher vs. Ruth Dreifuss oder Toni Bortoluzzi vs. Micheline Calmy-Rey und Ruth Lüthi) und in schwierigste Manöver (Christoph Blocher vs. Ruth Metzler) gestiegen.

«Kampf, Kampf und nochmals Kampf», lautete die Devise für den Erfolg. Leisetreterei ist heute die offizielle Gangart der aggressiven Partei. «Schon gut», wehrt sich Christoph Blocher, als Vize zuständig für die SVP-Strategie, «aber wir sind in Bundesratswahlen noch nie gegen den Freisinn angetreten. Die FDP ist in vielen Fragen unsere einzige Verbündete. Wenn wir einen eigenen Kandidaten stellen, ist der CVP-Vertreter bereits gewählt. Und wir, wir wären dann die Killer des Freisinns.»

So viel Zuneigung und Rücksicht erstaunen. Erstens ist die Verlässlichkeit der FDP im Bund und in den Kantonen, wie die Ständeratswahlen 2007 belegen, mehr als relativ. Und sollte die SVP tatsächlich einen Westschweizer Freisinnigen oder Liberalen unterstützen, so handelte es sich bei dieser Person mit erheblicher Wahrscheinlichkeit um einen Blocher-Abwähler, also jemanden, der auf Geheiss Couchepins die Spaltung der SVP forciert hat. Zudem bringt die Verbrüderung beiden Partnern weder Aussicht auf Wahlerfolg noch Reputation: FDP und SVP erreichen, selbst wenn sie geschlossen agieren, in der Bundesversammlung höchstens 113 Stimmen; das sind elf unter dem absoluten Mehr. CVP, SP, Grüne und BDP (total 133 Stimmen) hingegen können jede Wahl dominieren. Ein FDP-SVP-Verbund steigt somit als Koalition der Verlierer ins Rennen und wird es auch so beenden.

Attache bringt Beachtung

«Die Ausgangslage ist schwierig», windet sich, sämtliche denkbaren Allianzvarianten durchrechnend, SVP-Fraktionschef Caspar Baader. Das Resultat der Kalkulationen allerdings ist klar: Der SVP wird es diesmal nicht gelingen, den zweiten Bundesratsitz, der ihr zusteht, zu erobern. Wenn die Fraktion ihre Stimmen den Freisinnigen schenkt, dann nützt das der FDP ebenfalls nichts. Die SVP hat darum drei Optionen: Sie kann sich am Wahltermin einen

gemütlichen Tag machen. Sie kann im Beiboot der Freisinnigen leise untergehen. Oder sie kann antreten und nach ihrem eigenen Drehbuch verlieren. Das bringt Achtung und Beachtung.

Und bietet die beste Gelegenheit, endlich zu zeigen, was die starkgewordene SVP in der Westschweiz mittlerweile an Figuren zu zeigen hat. In der ersten Reihe der Anwärter stehen: Yves Nidegger (52), Nationalrat, Anwalt und unabhängiger Kopf aus Genf, Guy Parmelin (49), Nationalrat und wirtschaftsnaher (Wein-)Bauer aus der Waadt, oder Jean-François Rime (59), Nationalrat und Unternehmer aus Bulle (FR). Als künftigen Bundesrat sieht sich (selbst) Pierre-François Veillon (59), Nationalrat und ehemaliger Regierungsrat im Kanton Waadt. Aus diesem Angriff würde mehr als nur ein Schaulaufen für die politischen *faits divers*, nämlich eine Kandidatur mit Kraft. Die 66 Stimmen der Fraktion reichen aus, den SVP-Mann in den letzten Wahlgang zu bringen und dem Parlament eine klare politische Richtungsfrage zu stellen.

Statt Angriffslust herrscht unerklärliches Zögern. Baader («Das Sommerloch dauert noch lange.») will nur mit einem eigenen Mann antreten, falls auch die Grünen kandidieren und so den Kampf jeder gegen jeden eröffnen. Blocher sorgt sich um die vielen Freisinnigen, die oft auch SVP wählen und mit dem Vorpellen der SVP verärgert werden könnten: «Diesmal ist Zuwarten das Beste.» Möglicherweise weckt die Basis die gemütlich lavierende Parteispitze und erinnert sie an die Erfolgsrezepte der SVP: überraschende Attacke, Kampf gegen alle, Druck, Präsenz.



«Die Ausgangslage ist schwierig»: SVP-Exponenten Brunner und Baader.

Rücktritt

Der Mensch dahinter

Von Max Frenkel — Pascal Couchepin ist nicht nur der unnahbare Machtmensch.

Als es um die Wahl in den Bundesrat ging, suchte der *Blick* eine Frauen-Affaire. Der Chefkolumnist des Blattes war gegen den Walliser (Originalton: «Sie hören zu wenig auf mich»); doch die Suche war vergeblich. Pascal Couchepin ist ein vorbildlicher Ehe- und Familienmann. Aber dass er ein Macho ist – im Wallis darf man das noch sein –, wird wohl niemand abstreiten. Als sich damals zwei Radiojournalisten bei ihm zum Interview angemeldet hatten und ein Paar erschien, fragte er den Mann verblüfft: «Ja, und wo ist der andere?»

Der Mensch Couchepin ist zugleich grosszügig und empfindlich. Um Kleinkram kümmert er sich nicht gern; seinen Mitarbeitern vertraut er. Auch wenn das, wie etwa im Gesundheitswesen, zu einem Bürokratismus geführt hat, der dem einst bewusst freisinnig politisierenden Departementschef unheimlich sein müsste. Aber wehe dem, von dem er sich – nicht als Mensch, sondern in seiner Funktion – nicht ernst genommen fühlt. Solches kann er nicht verzeihen und nur schwer vergessen. Als ich ihn fragte, ob seine krumme Nase eher auf jüdische oder auf habsburgische Ahnen schliessen lasse, amüsierte ihn das. «Beides ist möglich; die Familie kommt aus dem Elsass.» Doch den reichen Gianaddas vom gleichnamigen Kunstmuseum in Martigny ging er bis zur Versöhnung nach der Wahl aus dem Weg. Der Clanchef zeigte zu wenig Respekt.

Beeindruckend ist Couchepins Intelligenz. Wo man in Bern einen Satz zweimal sagt, um verstanden zu werden, versteht er ihn schon nach der Hälfte des ersten. Und nicht nur das. Er merkt auch fast immer, was man ihm nicht sagen will. Diese Gabe birgt allerdings die Gefahren der Ungeduld und der oberflächlichen Vorbereitung. Und wenn man sich mit Ja-Sagern umgibt, nützt der feinste Intellekt wenig. Wo's nichts zu finden gibt, wird man auch nicht fündig.

Natürlich ist der «Jupiter Optimus Maximus», als den ich ihn gerne bezeichnet habe, ein ausgeprägter Machtmensch. Aber er kämpft mit offenem Visier. Viele Möchtegernbundesräte betonten, sie strebten das Amt nicht an. Er gehörte zu den wenigen, die aus ihrer Ambition nie ein Hehl machten. Im Lande der Kleinwüchsigen eine riskante Strategie. Aber hier ging sie auf.

Mitglieder, vor allem im Nationalrat war man zurückgefallen. Bei den letzten Wahlen 2007 kam die FDP auf 43 Mandate. Ein spektakulärer Niedergang. Dank Fusion mit den Liberalen bringt es der Freisinn nun zwar auf eine Fraktionsstärke von 47 Leuten. Doch die CVP, die sich mit den Grünliberalen und der EVP zu einer Fraktionsgemeinschaft (keine Fusion) zusammengeschlossen hat, übertrifft den Freisinn inzwischen mit 52 Sitzen. Die SP ist etwas kleiner (51), und die SVP, zu deren Eindämmung Couchepin ein Gutteil seiner politischen Energie eingesetzt hat, stellt mit 65 Parlamentariern die weitaus grösste Fraktion. Ginge es bloss nach der Stärke der Fraktionen, müsste für die FDP ein Sitz genügen. Stellt man auf den Wähleranteil ab, wie das die FDP selbstverständlich tut (siehe Karikatur), müsste sie wie bisher zwei Sitze erhalten – und die CVP, die wählerschwächste Partei unter den Grossen, bliebe bei einem Sitz.

In schlechter Gesellschaft

Diese Arithmetik ist zwar wichtig, aber den Ausschlag werden im September nicht Zahlen, sondern die Politik geben. Noch wirkt man im Freisinn selbstsicher. Trete Parteipräsident Fulvio Pelli an, werde er nominiert und im Plenum schliesslich gewählt, glaubt ein Deutschschweizer Nationalrat. Die SVP unterstütze Pelli, weil dieser sich immer für die Wiederwahl von SVP-Bundesrat Christoph Blocher eingesetzt habe. Das könne er bezeugen. In der SVP dagegen klingt es weniger begeistert. Man erinnert sich an Aussagen von Pelli wie etwa diese: «Unabhängig der Zickzackkurse der SVP und ihres populistischen Liebäugelns mit der SP wird die FDP ihren Kurs fahren», hatte der Tessiner nach den Zürcher Stadtratswahlen gesagt, als die FDP-Kandidatin fürs Präsidium durchgefallen war: «Lieber allein als in schlechter Gesellschaft». Mittlerweile ist die FDP auf die schlechte Gesellschaft der SVP angewiesen. Die Lage ist sogar ernster: Selbst wenn die SVP die FDP geschlossen unterstützt, fehlen Stimmen, um einen freisinnigen Kandidaten durchzubringen.

Öffentlich würden sie sich nie so vernehmen lassen («Ich wäre erledigt»), doch manche Freisinnige in der Deutschschweiz fragen sich, ob es sich eigentlich lohnt, für den zweiten: welchen Sitz der FDP zu kämpfen. Vielleicht wäre es kein Unglück, wenn die CVP ihn übernehme. Erstens besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass es in ein oder zwei Jahren, wenn es um die Nachfolge von Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) geht, für die FDP um einiges schwieriger sein dürfte, dessen Sitz zu halten. Zumal dann die SVP sicher antritt. So dass sich die FDP, sollte sie in diesem Herbst noch einmal ihren Kandidaten durchbringen, womöglich in zwei Jahren auf einen einzigen welschen Vertreter im Bundesrat reduziert sieht.

Das wäre aus Sicht der FDP unerfreulich, denn zweitens gilt die Regel: ein Deutschschweizer Sitz ist für alle Parteien wertvoller als eine welsche Repräsentanz. Die Deutschschweiz ist grösser und politisch gewichtiger, hier muss eine Partei, die Erfolg haben will, einen guten Bundesrat stellen. Seit Jahren verliert die SP, weil ihr Deutschschweizer Vertreter Moritz Leuenberger auf viele linke Wähler wie die Inkarnation der ermatteten SP wirkt. Seine Parteifreundin Micheline Calmy-Rey, die motivierter ihr Amt versieht, kann das nicht wettmachen. Solange Leuenberger noch im Amt sei, sagen führende Sozialdemokraten hinter vorgehaltener Hand, «können wir keine Wahlen mehr gewinnen».

Für die FDP wäre ein Verlust einer Deutschschweizer Vertretung zusätzlich ein Drama: Nichts hat die Partei in der jüngeren Vergangenheit mehr geschwächt als die Rolle der welschen Freisinnigen. Mit dem Untergang des Zürcher Freisinns im Lauf der neunziger Jahre wuchs ihre Bedeutung in der Partei überproportional. Sie trugen dazu bei, dass die FDP auf viele rechte Wähler bald wie eine zentristische Partei wirkte, die den EU-Beitritt anstrebte und Steuererhöhungen verteidigte. Einst stand die FDP rechts, und rechts davon war die Wand.

Vorbild Frankreich

Traditionell politisierten die Radikalen, wie sich die Freisinnigen in der Romandie nennen, immer linker: etatistischer, interventionsfreudiger und bündnisbereiter gegenüber der SP. Für viele Radikale, zum Beispiel Couchepin, waren die einstigen französischen Radikalen Vorbild, die sich geschickt zwischen links und rechts durchwurzelten. Heute besteht die Partei nicht mehr. Das rechte bürgerliche Lager dagegen wurde in der Westschweiz von den Liberalen bewirtschaftet, die bis vor kurzem eine eigene Partei bildeten. In manchen Dingen waren sie noch wirtschaftsliberaler als die Zürcher. Doch vor lauter Enthusiasmus für die EU haben sie dieses unverkennbare Profil verloren. Zwischen Liberalen und Radikalen herrschte in der Romandie jahrzehntelang der kalte Bürgerkrieg. Man sprach kaum miteinander und hasste sich. So spielten die Radikalen im schweizerischen Freisinn stets das linke Korrektiv – während der Zürcher Freisinn die wirtschaftsliberale Zitadelle besetzte und die Ostschweizer Hilfstruppen die Konservativen betreuten. Dieser Flügel lief inzwischen zu einem grossen Teil zur SVP über.

Will sich die FDP in der Deutschschweiz erholen, ist ein eigener Bundesrat, der klar rechts von der Mitte politisiert, dringend vonnöten. Merz stünde rechts, doch setzt er sich selten durch. Sein Nachfolger müsste wesentlich forscher auftreten. Hinzu kommt, dass viele Freisinnige erkannt haben, dass sie oft zu viel Rücksicht auf die eigenen Leute in der Exeku-

Regieren wie Pygmäen

Pascal Broulis, der unbekannte Kandidat für Couchepins Nachfolge, ist ein Star im Waadtland. *Von Peter Rothenbühler*



Schnellstarter mit Humor und Weitblick: FDP-Politiker Broulis.

Wer ist eigentlich Pascal Broulis, der Waadtländer, der neben Fulvio Pelli (TI) und Didier Burkhalter (NE) am meisten genannt wird, wenn es um die Nachfolge von Bundesrat Couchepin geht? Mit dem Fragezeichen ist auch schon sein Handicap genannt: Broulis ist kaum bekannt in Bern. Und: Deutsch hat er zwar in der Schule gelernt, aber selten gesprochen. Hier bestehe Nachholbedarf, gesteht er ein. Sonst hält er sich bedeckt. Er ist der einzige der Papabili, der bisher kein Wort zum Rücktritt von Couchepin gesagt hat. Ein kluger Taktiker.

Der Sohn eines griechischen Emigranten und einer Waadtländerin ist so etwas wie das politische Wunderkind des Kantons, mit 25 Jahren war er der jüngste Grossrat, mit 37 bereits Regierungsrat, und vor zwei Jahren wurde er brillant zum Regierungspräsidenten für (erstmalig) eine lange Amtszeit von fünf Jahren gewählt. Sein politisches Gesellenstück war die Sanierung des Haushalts in der Rekordzeit von zwei Jahren. Der frühere Kantonalbank-Vize-Direktor hat hingekriegt, was seine Vorgänger sechzehn Jahre lang vermatschten.

In Broulis sehen viele den langersehten Nachfolger für den letzten grossen Waadtländer Bundesrat, Jean-Pascal Delamuraz. Mit ihm teilt er das Profil des stramm Bürgerlichen mit einer sozialen Ader, dem

Solidarität ebenso wichtig ist wie Freiheit und Verantwortung. Mit seinen 44 Jahren entspricht er eigentlich dem Wunschbild von Fulvio Pelli, der jahrelang monierte, jetzt müsse im Bundesrat endlich ein Generationenwechsel stattfinden. Und sein politisches Profil dürfte der SP gefallen, deren Stimmen der Freisinn dringend braucht, wenn er den zweiten Bundesratssitz behalten will.

Der Bandenchef

Schon als Jugendlicher engagierte sich der rundliche, stets fröhliche Geniesser für die Res publica. In seinem Geburtsort Sainte-Croix im Waadtländer Jura, einem typischen Arbeiterdorf, Heimat berühmter Marken wie Paillard (Kameras), Hermes (Schreibmaschinen) und Thorens (Plattenspieler), hat der Secondo eine Fasnacht auf die Beine gestellt, ein Radio gegründet und ein Jugendhaus geschaffen. Immer mit einer eingeschworenen Bande von Freunden, die er regelmässig trifft und konsultiert: Als er wählen musste zwischen einer Top-Position bei der Kantonalbank und einer Kandidatur für den Regierungsrat, haben ihm sieben von zehn Freunden zur Bank geraten. Er kandidierte trotzdem. Seine Frau Brigitte, eine in Belgien geborene Holländerin, flüster-te ihm zu: «Mach, was du wirklich willst, kandidiere!» Drei Gästezimmer für Freunde hat das Haus, das «le Président» und seine Frau

mit Söhnchen Alexandre(5) in Sainte-Croix bewohnen, die Tür steht immer offen. Für Freunde, aber nicht für die People-Presse. Es gibt keine Homestory mit Broulis.

Auch ist er kein «guter Kunde» für die Sonntagspresse: Von ihm hört man nie polarisierende Statements, keine donnernden Ankündigungen. Dies hat mit seinem Selbstverständnis als Exekutivpolitiker zu tun: Broulis ist ein passionierter Verfechter des Kollegialsystems, des Ausgleichs, der Teamarbeit. In einer humorvollen Rede hat er schon mal «Die Pygmäen als Regierungsmodell» postuliert: Dieses Volk von Kleinwüchsigen habe in einer feindlichen Umwelt nur Jahrtausende überlebt, weil es als höchsten Wert die Arbeit in der Gruppe pflege, und zwar nach strengen Regeln, zu denen Zuhören, Gleichberechtigung und Respekt für den andern gehörten.

Diskrete Deutschstunden

Nach Pygmäen-Prinzipien sucht Broulis in wichtigen Fragen immer den Konsens. Einmal gefasste Beschlüsse zieht er knallhart durch: Letzthin hat er wieder die von ihm gestalteten Steuerabkommen für reiche Ausländer verteidigt. Im Winter blieb er unerbittlich in der Auseinandersetzung mit streikenden Beamten und Gymnasiallehrern, die ihn an den Galgen wünschten, weil er ein Lohnsystem einführte, das leistungsorientierter ist. Da konnten die Waadtländer den «Killer-Broulis» erleben, der kein Jota nachgibt. Ebenso energisch setzte er sich für mehr Krippenplätze ein. Und sein Verhältnis zum zweiten Alphantier der Regierung (mit Bundesrats-Aspirationen), dem Ex-Gewerkschafter und SP-Gesundheitsdirektor Pierre-Yves Maillard, ist ungetrübt. Die beiden verstehen sich sogar glänzend. Was wieder zeigt: Der Mann ist ein echter Bandenchef.

Wenn er national noch keine Statur hat, dann liegt es daran, dass er keine Zeit fand, an eine Karriere in Bundesbern zu denken. Dafür nutzt er jede Gelegenheit zu Abstechern in die Deutschschweiz: Jeden Freitag fährt er nach Bern zur Konferenz der welchen Finanzdirektoren, die er präsidiert. An der letzten Olma war sein Kanton Ehrengast, und zur diesjährigen Glarner Landsgemeinde brachte Broulis ein äusserst originelles Geschenk mit: das Versprechen, «bis in alle Ewigkeit» für jede Landsgemeinde den Festwein zu spenden. Der Schnellstarter hat Humor und Weitblick. Und nimmt ganz diskret Deutschstunden.

Peter Rothenbühler ist Publizist, Ex-Chefredaktor von *Le Matin*, Redaktionsdirektor bei *Edipresse S. A.*, Lausanne

Das virtuelle Milliardenenspiel

Die Bundesbehörden behaupten, bei den IV-Schulden nicht zu schwindeln. Eine Klarstellung. Von Urs Paul Engeler

Wer einen raschen Blick auf die offiziellen «Perspektivrechnungen» zur AHV und zur IV wirft, mit denen das Bundesamt für Sozialversicherung (BSV) seine Forderung nach Erhöhung der Steuern (Zusatzfinanzierung der IV) unterlegt, blickt auf ein Meer von schwarzen Zahlen. Innerhalb eines Jahres verschwinden aus der Bilanz der Invalidenversicherung spurlos Schulden im Wert von über 14 Milliarden Franken. Und der AHV-Fonds steht mit einem Kapital von 35 Milliarden weiterhin relativ komfortabel da.

Vor zwei Wochen hatte die *Weltwoche* solche Bilanzkosmetik, die an unselige Machenschaften des betrügerischen US-Energiekonzerns Enron und der Bilanzprüfer von Arthur Andersen erinnert, als «Schwindel» und «Lüge» taxiert und vorgerechnet, dass die vorgelegte Zusatzfinanzierung die AHV ruiniere. Diese Kritik weist das BSV zurück; Pascal Couchepins Beamte verlangen schriftlich eine Richtigstellung. Das genaue Studium der behördlichen Zahlenreihen ermöglicht aber nur eine Klarstellung.

Um die neuen Milliardensteuern etwas schmackhafter zu machen, publizierte das BSV am 25. März dieses Jahres folgende IV-Prognose:

Kapitalkonto der IV (gemäss PDF-Datei)	
2008	-12 773 Mio.
2009	-14 162 Mio.
2010	4648 Mio.
2011	4527 Mio.

(Quelle: BSV/25. 3. 09)

Gemäss dieser Tabelle schreibt die IV Ende 2009 ein kumuliertes Defizit von 14,2 Milliarden. Ein Jahr später wird der Schuldenhaufen in ein kleines Häufchen Kapital von 4,6 Milliarden verwandelt. Dieses Polster ergibt sich aus den 5 Milliarden Franken, die der AHV entnommen, zweckentfremdet und willkürlich der neuen unabhängigen IV-Kasse gutgeschrieben werden (minus die trotz Steuererhöhung weiterlaufenden Jahresverluste von über 300 Millionen Franken). Wohin jedoch sind die Schulden von 14,2 Milliarden gewandert? Das Riesenloch, müsste man meinen, tauche jetzt bei der AHV auf, die ihren Fonds gemeinsam mit der IV verwaltet.

Allerdings: Der einen Tag später, am 26. März 2009, publizierte Ausblick auf den AHV-Haushalt zeigt Verblüffendes.

Zwar schmilzt das AHV-Vermögen durch den 5-Milliarden-Transfer an die IV von gut 40 (Ende 2009) auf 35,8 Milliarden, doch die 14,2 Milliarden werden als Guthaben geführt, als handle es sich um Obligationen oder flüssige Mittel:

Kapitalkonto der AHV (gemäss PDF-Datei)	
2008	38 351 Mio.
2009	40 047 Mio.
2010	35 786 Mio.
2011	36 042 Mio.

(Quelle: BSV/26. 3. 09)

De facto sind die 14,2 Milliarden, die im AHV-Haushalt geführt werden, indes keine sicheren Werte, sondern nur Berge von Schuldscheinen, die erstens in der IV-Bilanz zwingend als «Schulden» oder Passiven erscheinen müssten, die somit den Status von hochtoxischen Papieren haben und die, um klare Verhältnisse zu schaffen, drittens zu Lasten des AHV-Fonds als unwiederbringliche Forderungen abgeschrieben werden müssten.

Mit andern Worten: Entweder muss in der IV-Bilanz das 14,2-Milliarden-Defizit weiterhin transparent aufscheinen; damit wird allerdings jedem Bürger klar, dass die «Zusatzfinanzierung» die Versicherung gar nicht «saniert», wie behauptet wird. Oder das AHV-Vermögen wird um diese 14,2 Milliarden geschmälert, auf rund 21,5 Milliarden Franken. Dies entspricht noch einer halben Jahrestanche und ist das Eingeständnis, dass die unübersichtlichen IV-Transaktionen die AHV, das wichtigste Sozialwerk, akut gefährden.

Einen dritten Weg gibt es nicht – es sei denn, in der allgemeinen Hektik werde das Gesetz nochmals geändert und die IV-AHV-Schuld kurzerhand der Bundeskasse angehängt. Erste Antönungen in diese Richtung werden bereits gemacht. Und so schnellten die Bruttoschulden der Eidgenossenschaft von derzeit 122 Milliarden auf 136 Milliarden. Bis diese nächste Hauruck-Übung über die Bühne ist, verbleiben die 14,2 Milliarden als rein virtuelles, fiktives Guthaben in der AHV-Buchhaltung. Das mag als buchhalterische Spitzfindigkeit legal sein. Politisch korrekt ist es nicht, denn es bildet nicht den effektiven katastrophalen Zustand der beiden Versicherungen ab.

tive nehmen. Die vielen FDP-Vertreter in den Regierungsräten und im Bundesrat sind eher ein Handicap für eine Partei, die unter unklarem Profil leidet. Ein gutes Beispiel ist die Zusatzfinanzierung für die Invalidenversicherung, über welche das Volk Ende September abstimmt. Aus Rücksicht auf Couchepin verschrieb sich die FDP mit Haut und Haaren einer Mehrwertsteuererhöhung, die sich als höchst unpopulär herausstellen dürfte. Gerade bei der eigenen Klientel. «Hätten wir nur den Finanzminister, der eigentlich keine Politik betreibt, könnten wir viel freier aufspielen», sagt ein Nationalrat, der nicht namentlich genannt werden möchte.

Kann sich die FDP also zurücklehnen und muss sie insgeheim gar hoffen, dass die CVP einen zweiten Sitz erringt? Am Ende dürfte sich diese Verelendungsstrategie nicht durchsetzen – und die meisten Freisinnigen werden ihren zweiten Sitz unverdrossen verteidigen. Zumal die Chancen der CVP schwer einzuschätzen sind. Gewonnen hat sie noch lange nicht. Denn obwohl SP-Präsident Christian Levrat davon spricht, wie geruhsam sich sein Sommer gestalten wird: So eindeutig ist es nicht, dass die SP die CVP unterstützt. Warum sollte sie? Auch die SP ginge hohe Risiken ein. Wenn Leuenberger endlich abtritt, ist die SP auf bürgerliche Stimmen angewiesen, will sie dessen Sitz behalten. Es reichen einige konservative Christdemokraten, die dann nicht SP wählen – und die SP verliert einen zweiten Sitz. Ihre Lage wird nicht besser. In fast allen kantonalen Wahlen hat sie seit den eidgenössischen Wahlen verloren – und die Grünen gewonnen. Ob die SP im Jahr 2011, wenn ein neues eidgenössisches Parlament bestellt wird, nicht noch einmal einbricht, ist offen – aber eher wahrscheinlich. Die SP ist nicht die Partei, die sich Spiele leisten kann.

Wie immer die Bundesratswahl in diesem Herbst ausgeht: Die dringende Erneuerung der Regierung wird erneut vertagt. Selten ist die Schweiz mit einer derart unstabilen Regierung in eine schwere Wirtschaftskrise eingetreten. Vier Mitglieder der Regierung sind angezählt: Merz ist krank, sein Rücktritt absehbar; Leuenbergers Abgang scheint überfällig, und Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) verfügt über eine prekäre Legitimation. Wer wird sie bestätigen? Aussenministerin Calmy-Rey schliesslich nähert sich dem Pensionsalter. Es spricht nicht für die Bundesratsparteien, dass sie ihre Bundesräte derart ungenügend im Griff haben. Konjunkturprogramme, Steuersenkungen, Verschiebung der IV-Zusatzfinanzierung: Darauf kommt es letztlich nicht an. Der wichtigste Beitrag zur Bekämpfung der Krise, den gewisse Politiker leisten können, ist ihr baldiger Rücktritt.

Im Internet

Dossier zum Thema:
www.weltwoche.ch/couchepin

«Ich bete nicht mehr»

Von Urs Gehriger — Der Proteststurm in den iranischen Strassen ist ein Stellvertreterkrieg. Hinter den Kulissen spielt sich ein Machtkampf weit grösserer Dimension ab. Im Visier steht die oberste Autorität, Religionsführer Chamenei. Impressionen aus einem Staat in Aufruhr.



Alles umfassender Hass: Moussavi-Anhänger bei Protesten am Montag in Teheran.

Es ist so viel Hass in Schaiins Augen, dass man unwillkürlich den Blick senkt. Es ist ein alles umfassender Hass von nahezu alttestamentarischem Ausmass, der alle verzehren soll, die irgendwie mitschuldig sind an der Zerstörung ihrer Hoffnungen.

Es ist Samstagmorgen, 13. Juni, der Tag nach dem Urnengang. Wie Millionen Iraner ist Schaiin mit der Hiobsbotschaft aufgewacht, dass ihr Kandidat, Mir-Hossein Moussavi, die Wahl verloren habe. Jetzt steht sie auf dem Vanak-Platz, mitten in Teheran, zusammen mit Tausenden jungen Menschen. Spontan sind sie auf die Strasse geströmt. Der SMS-Dienst, der meistgenutzte Kommunikationskanal, ist landesweit blockiert. «Die Revolution ist tot», schreit Schaiin. Über Nacht habe sich ein Staatsstreich ereignet. «Von jetzt an leben wir in einer Diktatur.»

Stunden bloss nach Schliessung der Wahllokale hat das Innenministerium Achmadine-

dschad zum Sieger erklärt. 63 Prozent der Stimmen soll er bekommen haben. Herausforderer Moussavi dagegen bloss 34 Prozent. «Wie kann das sein?», fragen sich selbst Achmadinedschad-Supporter verblüfft. Alle hatten mit einem Kopf-an-Kopf-Rennen gerechnet. Zudem konsterniert das schnelle Resultat. Bei den letzten Wahlen hat das Auszählen fast einen Tag gedauert. Jetzt, bei einer Rekordbeteiligung von 85 Prozent (39 Millionen Wähler), kam das Resultat wie aus dem Himmel gefahren.

Langsam verbreitet sich der Aufruhr in der Stadt. Polizei und Revolutionsgarden auf Motocross-Rädern fräsen in die demonstrierende Menge, rammen Flüchtende, Polizei zu Fuss knüppelt auf sie ein. Bis tief in die Nacht brennen auf Plätzen und Strassen Plastikcontainer, Fenster klirren, Ambulanzen heulen.

Am nächsten Tag ein Bild, das gegensätzlicher nicht sein könnte: 100 000 Anhänger fei-

ern Achmadinedschad. Zwischen Siegesposen starren seine Augen in die Menge wie eine Fackel, die schwarzes Licht verbreitet. Bei ihrem Anblick schämt man sich, die gleiche Luft zu atmen wie die Demonstranten. Er vergleicht sie mit randalierenden Hooligans, die nach einem verlorenen Fussballspiel marodierend durch die Stadt ziehen. Für sie sei im Iran kein Platz mehr, verkündet der Triumphator unter tosendem Applaus.

Überzogene Hoffnung?

Hat er am Ende recht? Nährt sich die Wut der Verlierer bloss aus überzogener Hoffnung? Haben sich Moussavi-Anhänger ebenso wie das Ausland vom spontanen Frühlingserwachen der jugendlichen Reformer blenden lassen?

Über den Mann, der die Welt in den letzten vier Jahren in Aufruhr versetzte wie kaum ein Zweiter, der Israel «von der Weltkarte ausrä-

dieren» will, den Holocaust leugnet und mit dem Atomprogramm zeuselt, über den haben die Leute draussen in der Provinz viel Gutes zu berichten. Dabei geht es selten um Israel oder die Atomfrage. «Er spricht unsere Sprache», sagte mir ein Krämer in Chozagh, einem Bauerndorf 180 Kilometer südlich von Teheran, wo die Menschen Schwielen an den Händen haben und ein krudes Persisch sprechen. «Im Gegensatz zu allen Präsidenten vor ihm ist er ein Mann von unten. Einer wie wir.»

Dass Achmadinedschad das vor Öl und Gas strotzende Land in eine beispiellose Wirtschaftskrise geritten und die Arbeitslosigkeit auf 30 Prozent hochgetrieben hat, scheint der Treue der Minderbemittelten nichts abzutragen. Sie profitieren von Pfründen, die der Populist gezielt unter seine Klientel streut. Doch Achmadinedschads Rückhalt reicht über die Scholle hinaus. Als er 2003 zum Bürgermeister Teherans gewählt worden war, nutzte er seine Position, um ein starkes Netzwerk von Fundamentalisten und Sicherheitsleuten aufzubauen, die ihm treu zur Seite stehen.

Dennoch: Wer in den Tagen vor der Wahl im Land herumreiste, in Städten und Provinzen mit Menschen sprach, kann tatsächlich kaum glauben, dass zwei Drittel der Iraner hinter Achmadinedschad stehen sollen. Die Begeisterung für Moussavi war beeindruckend, bis weit in die Dörfer hinaus. Dies obwohl der Reformerkandidat eine durchaus farblose Figur abgab. Weder ist er ein geborener Redner, noch verfügt er über strahlendes Charisma. Eher ähnelt er einem Bob Dole der iranischen Politik. Sein kometenhafter Aufstieg erklärt sich aus dem rigiden System. Die vagen Versprechen einer zaghaften gesellschaftlichen Öffnung und eines neuen Politikstils reichten als Projektionsfläche für Millionen von Jugendlichen, die Achmadinedschad anwidert.

Sonntagmittag: Erneut ziehen Demonstranten durch Teheran. Deutlich mehr als am Vortag sind es nun. Bei Einbruch der Dunkelheit verlegen sich die Kundgebungen auf die Dächer und Balkone der Wohnhäuser. «Tod dem Diktator», und: «Allahu akbar» (Gott ist gross), schallt es durch die 12-Millionen-Stadt. Bis in die Nacht sind Menschen in Autokorsos unterwegs, hupen und zeigen das Victory-Zeichen – um trotz der Gewalteskalation ihre zaghaften ersten Erfolge im Kampf gegen das Regime zu feiern.

Man fragt sich: Was will das Volk? Will es bloss seinen Frust auslassen? Oder glaubt es etwa daran, dass das Regime die Wahl annullieren wird? Will es die Mächtigen gar in die Knie zwingen?

Aus Maschad, der zweitgrössten Stadt des Irans, nahe der afghanischen Grenze, erreicht mich eine E-Mail einer guten Freundin:

«Erstmals seit der Revolution habe ich gewählt! Stell dir vor: Ich, die ich immer gesagt habe, Wahlen im Iran seien bloss eine Verar-

schung des Volkes. Die hoffnungsvollen Gesichter der Moussavi-Anhänger haben mich dazu bewogen. Ich sagte mir: Wenn du nicht wählen gehst, dann haben wir ihn wieder, diesen Achmadinedschad. Glaub mir, vielen Leuten ging es wie mir. Sie haben zum ersten Mal gewählt, nur um diesen Mann loszuwerden. Du weisst, dass ich jeden Tag bete. Aber nach der Wahl habe ich erstmals nicht zu Gott gesprochen. Ich wollte nicht tun, was all diese dreckigen Oberen tun, die uns gängeln und für dumm verkaufen. Achmadinedschad macht mir Angst. Er hat die Symptome eines Psychopathen. Ihm ist alles zuzutrauen. Letztlich bin ich aber überzeugt, dass er nicht sein eigener



Putsch von oben: Expräsident Rafsandschani.

Meister ist. Höhere Mächte haben ihn auserkoren, als ihr Instrument sozusagen.»

Der Mann im Hintergrund

Sonntagabend: Die staatlichen Medien berichten: «Rafsandschani ist nach Qom gereist», die Hochburg des schiitischen Klerus, 120 Kilometer südlich von Teheran. Der 75-jährige Ajatollah Haschemi Rafsandschani ist einer der mächtigsten Männer im Iran. Der «graue Kardinal», wie ihn der Volksmund nennt, verfügt über ein Netzwerk, das sämtliche Instanzen des verschachtelten Gottesstaates umfasst. Als einer der Väter der Revolution sitzt er seit 30 Jahren im Machtzentrum. Das Wahlergebnis hat ihn Aufruhr versetzt, so wissen Eingeweihte.

Wie das Volk ist auch der Klerus gespalten. Doch im Gegensatz zu den Untertanen fürchtet in der Elite mancher um Einfluss und Macht. Zuallererst Rafsandschani selbst. Sein Familienclan besitzt gigantische Finanzunternehmen, Ländereien und das grösste Netz-

werk an privaten Universitäten, die Azad, mit 300 Niederlassungen im ganzen Land. Er sieht seine Interessen fundamental gefährdet. Besonders durch Achmadinedschad, der ihm die Kontrolle über Aussenhandel, private Ausbildung und Landwirtschaft streitig macht.

Die politische Plattform Moussavis ist weitgehend Rafsandschani Werk. Entschlossen, dem ambitionierten Schmiedsohn Achmadinedschad die Macht zu entreissen, hatte er *poschte-pardeh* (Hinter dem Vorhang), ein Bündnis aus Reformern und Ultrakonservativen, zusammengeschweisst. Der Kern der bunten Koalition umfasst zahlreiche Mächtige, die auch um ihren Einfluss bangen. Dabei ist der Kandidat selbst, Moussavi, der im Volk eine Öffnung des Systems propagierte, in erster Linie Vehikel ihrer persönlichen Interessen. Wie viele Iraner sieht auch Rafsandschani das Wahlergebnis als Putsch von oben. Bis tief in die Nacht hinein hält er mit Gesinnungsgenossen in Qom Rat.

Montag: Drei Tage nach der Niederlage zeigt sich Moussavi erstmals in der Öffentlichkeit. Sinnigerweise auf dem Platz der Revolution. Trotz Versammlungsverbot. Über hunderttausend marschieren. «Wir sind bereit, noch einmal an einer Präsidentschaftswahl teilzunehmen», verkündet Moussavi. Die Kundgebung verläuft ruhig, gleicht einem Schweigemarsch. Keine Gewalt, keine Slogans, hatte Moussavi seine Anhänger beschworen. Seine Leute wissen: Friedlicher Protest ist die einzige Chance, um die Demonstrationenserie fortzusetzen, möglicherweise gar eine Massenbewegung im ganzen Land zu formen. Fast wäre es ihnen gelungen. Doch dann fallen plötzlich Schüsse. Ein Mann stirbt, seine Leiche wird durch die Menge getragen.

Rafsandschani stärkt Moussavi den Rücken. Er stellt sich hinter die Forderung nach Neuwahlen. Ursprünglich war es sein Kalkül, die Wahlen in einen zweiten Wahlgang zu ziehen, wo er mit der Unterstützung der anderen unterlegenen Kandidaten, Rezai und Karrubi, eine Mehrheit gegen Achmadinedschad zu gewinnen hoffte. Doch das war bloss der Strategie erster Schritt. Der zweite, entscheidende sollte ein Angriff auf die Spitze sein, auf den religiösen Führer Ali Chamenei, den obersten Führer im Staat, der gemäss Verfassung praktisch uneingeschränkte Macht genießt.

Die Wurzeln der Feindschaft zwischen Chamenei und Rafsandschani liegen mehr als 20 Jahre zurück, als Chamenei zum religiösen Führer erkoren wurde. Rafsandschani gehörte damals zu Imam Chomeinis engstem Vertrautenkreis im ersten Revolutionsrat. Chamenei dagegen stiess erst später dazu, als der Rat erweitert wurde. Rafsandschani trägt Chamenei bis heute nach, dass er ihn bei der Nachfolge Chomeinis verdrängt hat. Mit bissigen Intrigen stellt er Chameneis religiöse Fähigkeiten in Frage und streut Zweifel an der Rechtmässigkeit seiner Wahl.

Während der Präsidentschaft Rafsandschanis (1989–1997) hielt sich Chamenei im Hintergrund. Da es ihm unter Klerikern an Rückhalt fehlte, suchte er bei den Sicherheitsdiensten Support. Was ihm sukzessive gelang. Er streckte seine Fühler in den Geheimdienst, den Revolutionsrat und die Basidschi-Miliz und baute so eine Macht auf, die ihn bis heute stützt. Mit Achmadinedschad steht ihm seit 2005 ein Mann zur Seite, der auf seiner Linie liegt.

Ränke im Gottesstaat

Dienstagmorgen: Das staatliche Radio vermeldet eine weitere Hiobsbotschaft. Am Rande der gestrigen Proteste seien mehrere Menschen getötet worden. Es handle sich um Zivilisten. Sie hätten einen Militärposten in der Nähe des Demonstrationszuges angegriffen.

Während Medien wochenlang über einen Wahlkampf zwischen Reformern und Konservativen berichteten, fand hinter den Kulissen, im Zentrum der Macht, ein Ringen weit grösseren Ausmasses statt. Kryptologen und Kenner der Ränke im verwinkelten Gottesstaat sind überzeugt: Das Regime befand sich bereits mitten im Wahlkampf, als es begriff, dass Rafsandschani mit der Präsidentschaftskampagne für Moussavi einen Stellvertreterkrieg betrieb. Sich dieser Situation einmal bewusst, stellte Chamenei die Weichen neu. «Kremlologen» des Gottesstaates gehen davon aus, dass sich der Revolutionsführer nun entschloss, das Wahlresultat vor dem Urnengang so zu «designen», dass ein Wahlsieg Moussavis – und damit ein Angriff auf seine Macht – keine Chance haben würde. Chameneis Kandidat Achmadinedschad sollte gleich im ersten Wahlgang ins Amt katapultiert werden, und zwar so deutlich, dass es seine Gegner demoralisierte und

sie es nicht wagen würden, eine Nachzählung der Stimmen zu verlangen.

Dienstagmittag: Das Regime scheint in der Defensive. Der mächtige Wächterrat, der aus sechs Geistlichen und sechs weltlichen Rechtsgelehrten zusammengesetzt ist, gibt bekannt, man habe mit der Überprüfung des Wahlergebnisses begonnen. Angesichts der anhaltenden Proteste habe sich der Wächterrat zudem bereit erklärt, einen Teil der Stimmen neu auszuzählen. Eine Annullierung der Wahl werde es aber nicht geben.

Dienstagabend: Zehntausende Anhänger Moussavis demonstrierten erneut für eine Wiederholung der Wahlen. Sie widersetzten sich damit dem Aufruf ihres Anführers, die Kundgebungen aus Furcht vor Zusammenstößen mit Polizei und Achmadinedschad-Anhängern abzusagen. Auch aus fast allen grösseren Städten berichten Bürger von Protesten. Die Lage ist unübersichtlich. Das Land steht unter Verdunkelung. Die Regierung hat allen ausländischen Medienvertretern die Berichterstattung auf offener Strasse verboten.

«Keiner, der uns hören könnte»

Kurz vor Redaktionsschluss erreicht mich eine E-Mail aus der Kulturhauptstadt Isfahan. Ein Moussavi-Anhänger, den ich vor ein paar Tagen kennengelernt habe, schreibt, die «Perle des Irans» stehe im Ausnahmezustand:

«Mein Freund, die Menschen hier stehen unter Hochspannung. Die Geschäfte sind geschlossen. Studenten wurden in ihren Schlafräumen angegriffen. Mein Bruder ist verletzt, und viele meiner Freunde wurden verhaftet. Nachts steigen wir auf die Dächer und rufen «Allahu akbar». Aber es gibt keinen Reporter weit und breit, der uns hören könnte. Schreib

auf: Wir haben diese fanatische Regierung satt. Wir wollen Freiheit.»

Die meisten Beobachter sind sich einig: Protestkundgebungen wie in den letzten Tagen hat das Land seit der Revolution nicht gesehen. Damals, 1979, war der polnische Journalist Ryszard Kapuscinski Zeuge des Umsturzes. Seine Eindrücke hielt er in dem Buch «Shah of Shahs» fest, einem der besten Zeugnisse über die Revolution. Um die heutige konfuse Lage in Relation zu stellen, nehme ich meine zerfledderte Kopie des Werks zur Hand und lese die Schlüsselstelle:

«Der wichtigste Moment, der über das Schicksal des Landes, des Herrschers und der Revolution entscheidet, ist jener, da der vom Kommissar beauftragte Polizist sich dem Mann am Rande der Menschenansammlung nähert und ihm mit erhobener Stimme befiehlt, auf der Stelle nach Hause zu gehen. [...] Die Erfahrung des Polizisten lautet: Wenn ich einen Menschen anbrülle und dazu drohend den Knüppelschwinge, beginnen diesem vor Angst

Protestkundgebungen wie in den letzten Tagen hat das Land seit der Revolution nicht gesehen.

die Knie zu schlottern und er läuft davon. Die Erfahrung des Mannes aus der Menge lautet: Wenn ein Polizist auf mich zukommt, werde ich von Angst gepackt und gebe Fersengeld. Diesmal kommt es anders. Der Polizist hebt die Stimme, aber der Mann rennt nicht weg. [...] Er rührt sich nicht vom Fleck. [...] Wir wissen nicht, ob der Polizist und der Mann aus der Menge begriffen haben, was vorgefallen ist. Dass der Mann aus der Menge seine Angst überwunden hat und dass damit die Revolution begann.»

Das von Kapuscinski beschriebene Momentum liegt wieder in der Luft. Die Demonstranten, die täglich auf Plätze und Strassen ziehen, scheinen ihren Respekt vor den bewehrten Sturmtruppen der Obrigkeit verloren zu haben. Doch sie allein machen keine Revolution. Millionen von Moussavi-Wählern sympathisieren zwar mit den Protestierenden, doch sie wagen sich nicht aus ihren Häusern. Sie haben den grössten Feind, die Angst, nicht überwunden. Zu mächtig scheint ihnen der Repressionsapparat des Regimes. Es fehlt ein charismatischer Führer, wie es Chomeini war, der die Massen mobilisieren könnte. Ausserdem scheinen die meisten Leute gar keinen Regimewechsel zu wollen. Sie streben bloss nach einem Wandel im System, in der Hoffnung nach ein bisschen mehr individueller Freiheit.

So scheinen die Würfel fürs Erste gefallen: Religionsführer Chamenei bleibt die Nummer eins im Gottesstaat. Achmadinedschad sein Statthalter im Volk, das gespalten ist wie nie zuvor seit der islamischen Revolution. ○



Ausnahmezustand: Mousavi mit seiner Frau Zahra auf einer Kundgebung am Montag.

Spiel mir das Lied vom Frieden

Von Pierre Heumann — Die Palästinenser lehnen ein israelisches Friedensangebot als ungenügend ab. Allerdings: Mehr kann Israels Premier Benjamin Netanjahu nicht offerieren.



Diametral verschiedene Reaktionen: Netanjahus Fernsehansprache.

Vergessen sind für einen Moment Disharmonien zwischen rechts und links, Religiösen und Säkularen, Neueinwanderern und Alteingesessenen. Mit der Grundsatzrede über Israels Absichten im Friedensprozess hat Premierminister Benjamin Netanjahu den Ton getroffen, den das israelische Kollektiv so gerne hört. «Ich sage den Palästinensern: «Wir wollen mit euch in Frieden leben, ohne Kriege ... Niemand in Israel will Krieg»», so Netanjahu am vergangenen Sonntag in einer Rede, die mit Spannung erwartet worden ist. Würde er das Kunststück schaffen, US-Präsident Barack Obama entgegenzukommen – der auf der Gründung eines palästinensischen Staates und auf einem Siedlungsstopp besteht –, ohne dabei die Partnerschaft mit seinen ultrarechten Koalitionspartnern in Jerusalem aufs Spiel zu setzen, die gegen einen palästinensischen Staat opponieren und die Westbank noch intensiver besiedeln wollen?

Beim Solo auf der Bühne wirkt der Regierungschef gestresst. Die Wortkombination «Staat Palästina» bringt er kaum über die Lippen. Viele Stunden hat er am Text gearbeitet, ihn mit politischen Verbündeten besprochen, sich mit dem Staatsoberhaupt und Friedensnobelpreisträger Schimon Peres beraten. Und dann offeriert er zwar Frieden. Aber sein Angebot ist nur gültig, wenn die Palästinenser vier

zentrale Bedingungen erfüllen. Sie müssten erstens Israel als «die Nation des jüdischen Volkes» anerkennen. Das palästinensische Flüchtlingsproblem sei zweitens ausserhalb der israelischen Grenzen zu lösen. Die Palästinenser hätten sich drittens damit abzufinden, dass ihr künftiger Staat entmilitarisiert sein werde. Frieden setze viertens voraus, dass die Palästinenser weder Raketen importieren können noch Verträge mit israelischen Feinden wie dem Iran oder der Hisbollah unterzeichnen dürfen.

Zerstörte Vertrauensbasis

Der Premier darf zufrieden sein. Sein Publikum zu Hause spendet reichlich Beifall. Mehr als die Hälfte der Bürger, nämlich 53 Prozent, haben die Schau ihres Regierungschefs am Fernsehen verfolgt, und 71 Prozent fanden an ihr Gefallen, so hat der Tel Aviver Meinungsforscher Camil Fuchs am Tag nach dem Auftritt evaluiert. Nicht einmal die üblichen Störfriede wie Benny Begin oder Uzi Landau profilieren sich mit lauten Buhrufen. Die Rechtsausser-Freunde des Regierungschefs gehen vermutlich davon aus, dass ihr Parteichef nicht aus Überzeugung, sondern aus taktischen Überlegungen vom Staat Palästina spricht. Denn es ist keine Rede davon, Siedlungen aufzugeben, Jerusalem zu teilen, Aus-

senposten zu räumen oder das «natürliche Wachstum» in den bestehenden Siedlungen zu verbieten.

Weil eine Mehrheit der Wähler die Avance Netanjahus gerne hört, hat sich für ihn die Sache bereits gelohnt. Denn vor einem Monat, nach der Budgetdebatte, hatten bloss 28 Prozent der Bürger gesagt, sie würden mit Netanjahu übereinstimmen. Jetzt ist Netanjahu im Zentrum. Die stehenden Ovationen der Bürger aller Couleurs, die er geniessen darf, reflektieren allerdings keine Vorfreude auf eine friedliche Epoche, sondern vor allem die Hoffnung, dass die vorgetragenen guten Absichten Jerusalems das Ansehen Israels in der Welt erhöhen werden.

Doch ruhige Zeiten? Darauf wagen Israelis nicht zu hoffen. Einen Durchbruch bei der Suche nach Frieden erwarten nur die wenigsten. Lediglich 20 Prozent bejahen die Frage von Meinungsforscher Fuchs, ob der entmilitarisierte palästinensische Staat bald gegründet werde.

Jerusalems beste Offerte

Die Palästinenser lehnen die Avancen Netanjahus denn auch klipp und klar ab: Verhandlungen über den Staat Palästina würden keinen Sinn ergeben, weil Netanjahu den Palästinensern wesentliche Souveränitätsrechte absprechen wolle. Sie müssten zum Beispiel auf Jerusalem verzichten und würden sich implizit mit dem anhaltenden Ausbau der Siedlungen einverstanden erklären, stimmten sie in «Bibis» Hymne ein.

Die Vorschläge Netanjahus hätten lediglich den Zweck, die Aspirationen von US-Präsident Barack Obama zu befriedigen und das Verhältnis zwischen Washington und Jerusalem wieder ins Lot zu rücken. Sagen die Palästinenser.

Die diametral voneinander abweichenden Reaktionen der Israelis und der Palästinenser auf die Rede Netanjahus zeigen, wie weit konsensfähige Vorstellungen auseinander liegen. Aber eine bessere Offerte können Palästinenser von Jerusalem nicht erwarten. Die zweite Intifada mit Selbstmordattentaten in Tel Aviv, Jerusalem oder Haifa sowie jahrelange Raketenangriffe auf den israelischen Süden haben die Vertrauensbasis zerstört, die in Israel für das binationale Friedensprojekt nötig wäre.

Ein fatales Friedenshemmnis ist auch bei den Palästinensern auszumachen. Die abgrundtiefe Feindschaft zwischen der Hamas im Gazastreifen und der Fatah in der Westbank verführt die Leute um Palästinenserpräsident Machmud Abbas zu einer harten Linie. Denn im Januar 2010 sind Wahlen in der Westbank und im Gazastreifen angesagt. Da will sich die Fatah-Partei von Abbas nicht dem Vorwurf aussetzen, sanfter als die Hamas aufzutreten oder gar die Misstöne in Netanjahus neuer Musik überhört zu haben. ○



Jetzt mit

Adressen von Firmen und Privatpersonen finden Sie ganz leicht in den Gelben Seiten und im Telefonbuch auf [local.ch](http://www.local.ch). Übrigens auch Occasionen, Gebrauchtes und Veranstaltungen aus Ihrer Region. www.local.ch – Die regionale Suchmaschine

Weltwoche-Spezialangebot



Geniessen Sie im Spätsommer musikalische Highlights an den Moonlight Classics, Zofingen. In Zusammenarbeit mit Obrasso Classic Events gewährt die Weltwoche ihren Abonentinnen und Abonnenten 15% Spezialrabatt auf alle Ticketkategorien der nachfolgend erwähnten Konzerte.



Moonlight Classics – Openair Zofingen

21.–23. August 2009

Die Moonlight Classics präsentieren musikalische Klassiker bei Mondschein und beinhalten zwei Konzerte mit populärer Klassik und zwei Konzerte mit gehobener Unterhaltungsmusik. Dabei treten internationale und nationale Interpreten auf. Für die Produktion zeichnet die in Luzern domizilierte Obrasso Classic Events GmbH verantwortlich. Mit einer gedeckten Orchesterbühne und einer Teiltribüne wird eine erstklassige Konzertatmosphäre für rund tausend Personen (Sitzplätze) geschaffen. Die Infrastruktur wird parallel auch in der Mehrzweckhalle an der Strengelbacherstrasse aufgestellt, um bei schlechter Witterung dorthin ausweichen zu können.

Freitag, 21. August 2009, 20.00 Uhr

Movie Classics – Die beste Filmmusik aller Zeiten
Der Freitagabend steht unter dem Titel «Movie Classics». Die Swiss Army Concert Band unter der Leitung von Major Christoph Walter, unterstützt von den bekannten Musical-Sängern Yasmine Meguid und David Morell, widmet sich der besten Filmmusik aller Zeiten.

Erleben Sie die Melodien aus: «Spiel mir das Lied vom Tod», «Mission Impossible», «Moulin Rouge», «La dolce vita», «Charles Chaplin», «Rocky», «Golden Eye», «Casablanca», «Dirty Dancing», «Bodyguard» u.v.w.

Tickets: Fr. 68.–/58.–/48.–

Samstag, 22. August 2009, 20.00 Uhr

Die grosse Gala der Klassik – Melodien für Millionen

Das Orchestra Filarmonica Italiana aus Piacenza unter der Leitung von Manfred Obrecht bestreitet am Samstagabend «Die grosse Gala der Klassik». Auf dem Programm stehen die Ouvertüre zur Oper «Nabucco» und «La Traviata», Vorspiel zum 1. Akt von Giuseppe Verdi, «O Sole mio» von Eduardo Di Capua, «Nessun dorma» von Giacomo Puccini, die «Carmen Suite» von Georges Bizet, «Einzug der Ritter» aus der Oper «Mlada» und das «Concerto für Posaune und Orchester» von Nikolai Rimski-Korsakow sowie das grosse Finale mit Glockengeläut der Stadtkirche Zofingen, Kanonenschüssen und Feuereffekten zum Orchesterklang von Tschairowskys Ouvertüre «Solonelle 1812» op. 49.

Tickets: Fr. 116.–/102.–/86.–

Sonntag, 23. August 2009, 11.00 Uhr

It's Swingtime – Big-Band-Matinee

Der Sonntagmorgen gehört dem Big-Band-Swing und dem weltberühmten Glenn Miller Orchestra mit seinem Orchesterleiter Wil Salden.

Programmauszug: «Moonlight Serenade», «American Patrol», «Begin The Beguine», «Sing Sing Sing», «At Last», «Sunvalley Jump», «Kalamazoo», «Blueberry Hill», «Baby It's Cold Outside», «Little Brown Jug», «In The Mood», «Let's All Sing Together», «When You're Smiling», «New York, New York», «Stardust», «s Wonderful», «Let's Dance», «Caribbean Clipper», «The Saint Louis Blues March», «Chattanooga Choo Choo» u.v.w. Tickets: Fr. 68.–/58.–/48.–

Sonntag, 23. August 2009, 18.30 Uhr

Ein Abend in Wien – Meisterwerke der leichten Klassik

Mit Meisterwerken der leichten Klassik wird das Prague Festival Orchestra zusammen mit den Solisten Gabriela Koperova, Sopran, und Plamen Prokopiev, Tenor, am Sonntagabend das Abschlusskonzert unter dem Motto «Ein Abend in Wien» geben. Erleben Sie die schönsten Arien und Duette aus Operetten wie «Der Zigeunerbaron», «Der Bettelstudent», «Orpheus in der Unterwelt», «Das Land des Lächelns», «Der Vogelhändler» und «Die Csardasfürstin».

Tickets: Fr. 116.–/102.–/86.–

Bestellen Sie Ihre Tickets noch heute bei:

Obrasso Classic Events
Postfach 2637, 6002 Luzern
Tickethotline 041 318 00 55
info@classic-events.ch

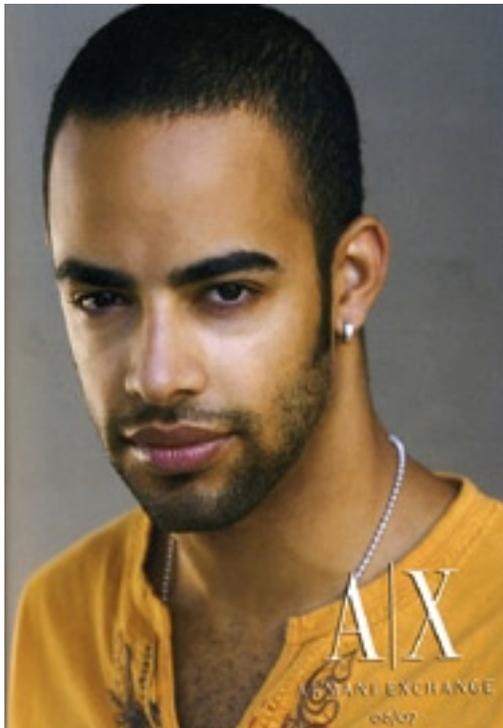
Vergessen Sie nicht, Ihre Abo-Nummer anzugeben, um vom Weltwoche-Rabatt zu profitieren.

Alle Informationen zu diesen Konzerten und weitere attraktive Angebote finden Sie zudem auf www.weltwoche.ch/platinclub.

Noch kein Weltwoche-Abo? Abonnieren Sie jetzt und profitieren Sie von zahlreichen Vorteilen. Mehr auf www.weltwoche.ch/abo

Wenn der Täter zum Opfer wird

Von Alex Baur — In seinem jüngsten Coup narrt Hochstapler Juan Casilla die Polizei mit einer erfundenen Mordattacke. Die Behörden lassen den Mann gewähren. Seine Opfer haben das Nachsehen.



Irrlicht: Casilla in einer gefälschten Anzeige.

Am 24. April 2009, kurz vor 17 Uhr, erschienen überraschend zwei Zürcher Kantonspolizisten im Büro von Peter Zehnder (Name geändert) und forderten diesen auf, sie sofort aufs Revier zu begleiten. Der 42-jährige Informatiker befand sich gerade in einem Bewerbungsgespräch mit einem Stellensuchenden. Die Fahnder drängten zur Eile. Zehnder kam nicht einmal mehr dazu, sich von seinem verdatterten Gast zu verabschieden. Als er diesem die Hand zum Gruss reichen wollte, schnappten die Hand-schellen zu.

Danach ging es mit Sirene und Blaulicht auf den Posten, wo Zehnder erkennungsdienstlich erfasst wurde: Fingerabdrücke, Fotos, DNA-Abstrich, Blutprobe, Fingernägel schneiden. Es folgte eine minutiöse Hausdurchsuchung. Die Nacht verbrachte Zehnder in einer Haftzelle, wegen Verdachts auf versuchten Mord. Das Opfer: ein gewisser Juan Casilla.

Casilla wurde vor zwei Jahren schweizweit bekannt, als er in diversen Zeitungen gefälschte grossformatige Modeinserate platzierte, auf denen er selber posierte. Seither irrlichtert der 24-jährige Hochstapler durch die Medien, wobei seine kriminellen Machenschaften zusehends an Charme eingebüsst haben. Erst letzte Woche berichtete Tele Züri über einen Mann, den der gebürtige Dominikaner schamlos ausgenommen haben soll.

Peter Zehnder pflegte seit Herbst 2007 eine lockere Freundschaft mit Casilla. Im Frühling 2008 kam der junge Mann für zwei Monate in Untersuchungshaft. Zehnder nahm ihn danach in seiner Wohnung auf. Er wollte den Burschen unterstützen, der offensichtlich aus dem Tritt geraten war und Besserung geschworen hatte. Ein Bewährungshelfer und ein Therapeut sollten ihm dabei helfen.

Ein Dutzend Straftaten, vom Schwarzfahren bis zum Kreditkartenbetrug, mit einer Schadensbilanz von mehreren hunderttausend Franken harren seither bei der Staatsanwaltschaft Baselland ihrer Bearbeitung. Wie dort zu erfahren war, soll das Verfahren «demnächst» abgeschlossen werden. Man hätte Casilla vorher gerne noch einmal einvernommen; doch sei dieser im Moment nicht auffindbar.

Laut Zehnder vergass Casilla die guten Vorsätze schnell. So scheiterten sämtliche Versuche, ihm einen Job zu verschaffen. Obwohl das Sozialamt für seinen Lebensunterhalt aufkam, tauchten bald neue Anschuldigungen wegen Betrügereien mit gestohlenen Kreditkarten auf. Zehnder meldete die Rückfälle bei der Bewährungshilfe und bei der Staatsanwaltschaft, wo man aber wenig Interesse gezeigt habe. Im letzten April war er mit der Geduld am Ende und stellte Casilla vor die Tür.

Überfall in der Notaufnahme

Die Strafverfolger wurden erst wieder aktiv, als Juan Casilla in die Rolle des Opfers schlüpfte. Am Abend des 22. April tauchte er nach einem angeblichen Ohnmachtsanfall in der Notaufnahme des Universitätsspitals Zürich auf. Gut möglich, dass Casilla, der seit dem Rauswurf bei Zehnder keinen festen Wohnsitz mehr hatte, bloss ein Bett suchte. Casilla rühmte auch den freien Internetzugang im Spital, den er rege nutzte. Weil sie kein Gebrechen diagnostizieren konnten, wollten ihn die Ärzte schon nach wenigen Stunden wieder entlassen.

Nun passierte Ungeheuerliches in der Notaufnahme: Während Casilla sich ankleidete, wurde er von einem Unbekannten angefallen und so gewürgt, dass er in die Hosen machte. Seltsamerweise gibt es keine Zeugen, lediglich angebliche Würgespuren. Casilla lenkte den Verdacht sofort auf Zehnder, der ihn seit Jahren aufs übelste misshandle und ausbeute. Als Beweis zeigte er einer Ärztin ein SMS mit Drohungen und der Aufforderung, auf eine Anzeige zu verzichten. Die Ärztin alarmierte die Polizei. Noch am gleichen Tag liess Staatsan-

walt Michael Scherrer Zehnder verhaften. Zehnder kam nach einem Tag Haft wieder frei. Die Videoaufzeichnungen bei der Notaufnahme legen nahe, dass die vermeintliche Mordattacke nie stattgefunden hat. Zwar wurde ein Droh-SMS sichergestellt – doch Casilla war nicht etwa der Empfänger, sondern der Verfasser der Message, die sich in Wirklichkeit gegen Zehnder richtete. In der Konfrontation einvernahme relativierte der Hochstapler zudem seine Anwürfe gegen Zehnder massiv.

Ulrich Weder, Leiter der Staatsanwaltschaft IV des Kantons Zürich, verteidigt das Vorgehen seines für den Fall zuständigen Kollegen Michael Scherrer, der für eine Stellungnahme nicht zu erreichen war. In Anbetracht der gravierenden Vorwürfe und der dramatischen Angaben der Ärztin sei schnelles Handeln angezeigt gewesen. Auch hätte es nichts gebracht, Casilla wegen Falschanschuldigung und Irreführung ins Recht zu fassen. Denn die offiziell zu Protokoll gegebenen Anschuldigungen erwiesen sich im Rückblick als vage und unverbindlich. Und niemand hatte es gewagt, die wirre Geschichte zu hinterfragen.

Casilla blieb ein paar Tage im Spital, bis die Opferhilfe ein passendes Zimmer für ihn gefunden hatte. Danach verschwand er von der Bildfläche. Peter Zehnder soll für die erlittene Unbill mit 500 Franken entschädigt werden. Die Verfahrenskosten bezahlt die Staatskasse. ○

Telefonbuch | Freizeit | Fundgrueb | Autobörse

Veranstaltungen leicht finden.
Auf www.local.ch, Ihrer regionalen Suchmaschine.

local.ch

Haldimann, Michel, Matyassy, Sommaruga, Hartmann, Graber

Ueli Haldimann, Chefredaktor des Schweizer Fernsehens und designierter Kandidat für das interimistische Amt des neuen TV-Direktors, muss am 30. Juni vor dem Bezirksgericht Zürich erscheinen. Der SF-Chefredaktor erhielt eine Vorladung wegen Ehrverletzung. In den Nachwehen eines Tarifstreits soll er Charles Michel, Präsident des Kameralente-Verbands, wiederholt falsche Abrechnungen von Überstunden vorgeworfen haben. Laut Michel habe eine Überprüfung aber ergeben, dass er sogar mehr als drei Stunden zu wenig abgerechnet hatte. Trotzdem habe ihn Haldimann weiterhin mehrfach mündlich in der Belegschaft als «Lügner», «Sauhund» und «Dreckschleuder» bezeichnet und auch schriftlich per E-Mail-Verteiler angeschwärzt. Nach Aussage von Michel werde ihm nun auch eine Vertragsverlängerung verweigert – nach dreissig Jahren beim Schweizer Fernsehen. Haldimann war trotz mehrerer Versuche für eine Stellungnahme nicht erreichbar. (aku)

Vor der wunderbaren Internetsuchmaschine Google bleibt keine menschliche Schwäche verborgen. Wer den Namen des Direktors des behördlichen PR-Betriebs «Präsenz Schweiz», Johannes Matyassy, eintippt, dem erscheint als erste Meldung: «Johannes Matyassy, Nationalrat, FDP, Liberal, Politik, Homepage». Dieser Link verweist auf die Website des Linksfreisinnigen. Tatsächlich war der Bundesbeamte Matyassy im Herbst 2007 FDP-Kandidat, doch bei den Wahlen fiel er durch. Der vermeintliche «Nationalrat» landete im Mittelfeld und nicht in der hohen Politik. (upe)

Die Präsidentin der ständerätlichen Kommission, die das Ende des freien Markts für Bücher zu beraten hat, rutscht in ein Mehrfachdilemma. Als Konsumentenschützerin müsste die SP-Frau Simonetta Sommaruga (BE) für Wettbewerb und tiefe Buchpreise eintreten. Die sozialdemokratische Fraktion votiert indes energisch, geschlossen und erfolgreich für künstlich geschützte Buchpreise. Zudem ist Sommaruga in Köniz mit dem Schriftsteller Lukas Hartmann (alias Hansruedi Lehmann) verheiratet und müsste dem Drängen des Kulturkuchens nach Wiedereinführung des Buchpreiskartells nachgeben. Den Konflikten begegnet die Politikerin, indem sie in dieser Sache in den Ausstand tritt und den Vorsitz dem Luzerner CVP-Mann Konrad Graber überlässt, der als Milchbaron und Emmi-Präsident in dieser Hinsicht weniger belastet ist. (upe)

Die SPD hat fertig

Von Henryk M. Broder — Die Bundesrepublik ist so gründlich sozialdemokratisiert worden, dass den Sozialdemokraten ihr Alleinstellungsmerkmal abhandengekommen ist.

Sich in der jetzigen Situation über die SPD lustig zu machen, wäre so gemein, als würde man einen Schüler, der durch das Abitur gefallen ist, fragen, was er demnächst studieren möchte. Weil aber «Schadenfreude» die reinste aller Freuden ist und weil es das Wort nur in der deutschen Sprache gibt, kann sich auch ein ehemaliger SPD-Wähler einen Anflug von Häme nicht verkneifen. 146 Jahre nach der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins durch Ferdinand Lassalle befindet sich die Partei in der schwersten Krise ihrer durchaus ruhmreichen Geschichte. Zwischen 1990 und 2008 hat sie rund 400 000 ihrer Mitglieder verloren, es gibt nur noch eine halbe Million eingeschriebene Sozialdemokraten; mit 21 Prozent der Stimmen bei den Europawahlen hat sie das schlechteste Ergebnis aller Zeiten bei einer bundesweiten Wahl erzielt. Draussen im Lande sieht es noch schlimmer aus. Bei den letzten Landtagswahlen in Sachsen, 2004, kam sie gerade noch auf 9,8 Prozent, nur 0,6 Prozent mehr als die NPD.

Und nun fragen sich alle: Wie konnte es nur passieren? Woran liegt es, dass der guten alten Oma die Enkel weglaufen?

Nach der Bekanntgabe der Ergebnisse bei den Wahlen zum EU-Parlament erklärten die führenden Kader der SPD, allen voran Franz Müntefering, Ursache des Debakels sei die niedrige Wahlbeteiligung, es sei der Partei nicht gelungen, ihre Wähler zu mobilisieren. Wobei er übersah, dass es erst einmal Wähler geben muss, die bereit sein müssen, nicht nur zur Wahl zu gehen, sondern auch eine bestimmte Partei zu wählen. Erst mit einiger Verzögerung und sehr widerwillig nahmen die Genossen zur Kenntnis, dass die Ursache des Misserfolgs nicht bei den Wählern, sondern an der Partei lag.

Freundlich ausgedrückt, könnte man es so formulieren: Die Bundesrepublik ist so gründlich sozialdemokratisiert worden, dass den Sozialdemokraten ihr Alleinstellungsmerkmal abhandengekommen ist. Es gibt, mit Ausnahme der FDP, nur noch sozialdemokratische Parteien im Bundestag, die sich in ihrer Programmatik nur noch dadurch unterscheiden, wie sie das Volksvermögen umverteilen wollen. Vorsichtig wie die CDU und die SPD oder



rabiati wie die Grünen und die Linke. Alle wollen soziale Gerechtigkeit, alle haben von Volkswirtschaft wenig Ahnung, alle arbeiten nach der Methode: *trial and error*.

Weniger freundlich könnte man sagen: Die SPD hat fertig, die Lage, in der sie sich befindet, ist, ebenso wie die Krise bei Opel, das Ergebnis vieler Managementfehler und einer falschen Modellpolitik.

Kaum ein Bundesbürger, nicht einmal ein SPD-Wähler, kann aus dem Gedächtnis auf-sagen, wie viele Vorsitzende sie seit 1990 verschlissen hat. Der jetzige Vorsitzende, Franz Müntefering, war schon einmal Vorsitzender, trat aus Protest gegen Intrigen zurück und versucht seit kurzem, die Partei wieder zu retten – mit bescheidenem Erfolg, der ihn wieder den Parteivorsitz kosten könnte. Also tritt er die Flucht nach vorne an und verbreitet Durchhalteparolen, die insofern richtig sind, als dass es noch schlimmer kaum kommen könnte.

Der jetzige Kandidat für das Amt des Bundeskanzlers, Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, war Schröders Bürochef und ist von ihm auch zu seinem Nachfolger aufgebaut worden. Er ist ein begabter Bürokrat und ein geschickter Diplomat, aber kein Politiker. Man sieht es ihm an, wie viel Mühe es ihn kostet, vor Arbeitern zu reden, deren Arbeitsplätze bedroht sind. Und macht man dabei die Augen zu, hört man Gerhard Schröder sprechen, so sehr hat sich Steinmeier seinem Mentor in Tonfall und Diktion angeglichen. Mal ganz abgesehen von der Frage, warum der Aussenminister in Arbeitspolitik macht.

Das grösste Problem der SPD aber ist, dass sie seit elf Jahren an der Regierung ist – sieben Jahre mit den Grünen und vier Jahre als Juniorpartner der CDU – und sich nun wie eine Oppositionspartei aufführt, die unbedingt die Regierung übernehmen möchte, um alles besser zu machen, was die Regierung vermässelt hat. Die SPD führt einen Wahlkampf gegen sich selbst. Die Leute merken das und sind verstimmt. Warum sollen sie eine Partei wählen, die sich selber in den Hintern tritt, die ihre eigene Politik diskreditiert? Welt-Kolumnist Zippert hat das Dilemma der Sozialdemokraten in einem Satz zusammengefasst: Der SPD «droht die Insolvenz, eine Fusion mit Opel oder die Zerschlagung von Frank-Walter Steinmeier».

Auf Anfrage, automatisch, spontan

Von René Lüchinger — Die Verhandlungen mit den USA um ein Doppelbesteuerungsabkommen gehen in die entscheidende Runde. Die Position der Schweiz ist schwach.



Zwei zu null für die Gegner: Finanzminister Merz.

Der Satz zeugt von unbedingtem Kampfeswillen und wird wohl in die Geschichtsbücher eingehen: «An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch die Zähne ausbeissen.» Artikuliert hatte ihn der freundliche Appenzeller Hans-Rudolf Merz am 19. März des vergangenen Jahres im Nationalratssaal. Im Visier hatte der Finanzminister die mächtigen Widersacher, welche dieser helvetischen Institution den Garaus machen wollen. Die OECD, die, obwohl keineswegs legitimiert, sogenannte Steuer-oasen trockenlegen will und nach eigenem Gutdünken nichtkooperative Staaten auf schwarze Listen setzt. Die amerikanische Regierung, die unter ihrem neuen Präsidenten Barack Obama die Hatz auf amerikanische Steuer-sünder eröffnet hat. Den deutschen Finanzminister Peer Steinbrück, der angesichts klammer öffentlicher Kassen deutsche Steuer-betrüger als Verbrecher vorführen will.

In Hans-Rudolf Merz' Kampf gegen den Rest der Welt steht es zwei zu null für die Gegner. Und falls es noch eines Beweises bedurft hätte, wie löchrig die Verteidigungslinien in Sachen Bankgeheimnis hierzulande mittlerweile geworden sind, jetzt haben wir ihn. In einer bundesrätlichen Antwort auf eine parlamentarische Anfrage zum Thema «Amtshilfe in Steuersachen», von Schweizer Radio DRS vergangene Woche publik gemacht, heisst es:

«Ein Anfangsverdacht auf Steuerdelikte ist gemäss OECD-Standard nicht notwendig; es müssen aber im Amtshilfeersuchen insbesondere die Namen des betroffenen Steuerpflichtigen und des schweizerischen Informationsinhabers [d. h. der Bank] angeführt werden.»

Auch das ist so ein Satz. Einer, der die Kapitulation im Steuerstreit Schweiz–USA bedeuten könnte, aber interpretationsbedürftig ist. Am 13. März 2009, exakt ein Jahr nach der Kampfesrhetorik von Bundesrat Merz im Nationalrat, unterzeichnete die Schweiz die sogenannten «OECD-Standards für den automatischen Informationsaustausch in Steuerfragen». Dort, in Artikel 26, werden drei Wege aufgeführt, über welche der Informationsaustausch bei einem Amtshilfeverfahren abgewickelt werden kann: «on request, automatically and spontaneously», also auf Anfrage, automatisch und spontan. Es braucht keinen Master in Linguistik, um zu erahnen, dass damit wohl hundert Prozent der Möglichkeiten umschrieben sind.

Erster Sündenfall

Dies ist freilich nur der Kniefall Nummer eins der Schweiz und ihres Finanzministers vor den Begehrlichkeiten der OECD, der USA, der Deutschen. Als 17 OECD-Länder Ende Oktober 2008 damit drohten, die Schweiz auf eine schwarze Liste der kooperationsunwilligen

Staaten zu setzen, erklärte sich der Bundesrat keine fünf Monate später bereit, die OECD-Standards anzuerkennen. Ein erster Sündenfall, auch angesichts der Tatsache, dass OECD-Staaten wie die USA oder England auf ihrem Territorium eigene Steueroasen weiter tolerieren. Bereits einige Wochen früher hatte die mit dem Rücken zur Wand stehende Schweizer Grossbank UBS aufgrund einer Verfügung der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) und mit Kenntnis des Bundesrates rund 300 Kundendossiers an die US-Steuerbehörden ausgehändigt, ohne das laufende Amtshilfeverfahren zum Abschluss geführt zu haben. Diese Aufhebung von Rechtsstaatlichkeit und Bankgeheimnis ist der Sündenfall Nummer zwei.

Resignation am Verhandlungstisch

Es ist klar, dass der internationale Druck auf das Schweizer Bankgeheimnis in den vergangenen achtzehn Monaten von allen Seiten zugenommen hat und das Einknicken von Bundesrat Hans-Rudolf Merz und seinen Kollegen im Siebnergremium stark mit dieser Entwicklung zusammenhängt. Nüchtern betrachtet, ist freilich ebenso klar, dass die Gegenseite bislang ihre Angriffsstrategie zu praktisch hundert Prozent und ohne nennenswerte Gegenwehr durchziehen konnte. Und nun stellt sich die Frage: Welche Optionen hat eine sich derart in Rücklage befindende Schweizer Verhandlungsdelegation überhaupt noch, wenn nun das entscheidende Doppelbesteuerungsabkommen (DBA) mit den USA endverhandelt wird? Auf Anfrage, automatisch, spontan, so will die OECD, zu deren Gründungsmitgliedern im Jahre 1961 die USA wie auch die Schweiz gehört hatten, den Austausch von Steuerdaten organisiert haben. Und wenn es schon keinen Anfangsverdacht mehr braucht, was bleibt denn noch an persönlichem Schutz übrig, den das Bankgeheimnis gewähren will?

An diesem Punkt herrscht ein gerüttelt Mass an Ratlosigkeit. «Der Name des Steuerpflichtigen und die Bank müssen bei einem Amtshilfeersuchen genannt sein», sagt leicht gewunden Roland Meier, Sprecher im Finanzdepartement, «das ist nahe an einem Anfangsverdacht.» Das riecht schon fast nach Rückzugsrhetorik. Entscheidend ist freilich nicht, was in den OECD-Standards steht, sondern was am Ende Eingang findet in das Doppelbesteuerungsabkommen. Insofern ist, zumindest theoretisch, noch alles offen. Wenn da nur nicht dieser Eindruck wäre, am Verhandlungstisch sässe auf Schweizer Seite eine leicht resignierte Truppe. «Wahllose und unkontrollierte Kontoabfragen gibt es für uns nicht», sagt der Sprecher der Schweizerischen Bankiervereinigung Thomas Sutter kämpferisch, «trotz OECD-Standards kann der Schutz der Privatsphäre gewahrt bleiben.» Das klingt, als hätte er seinerzeit Bundesrat Hans-Rudolf Merz aufmerksam zugehört. ○

Einsatz für sich selber

Von Christoph Mörgeli

Staatsmann» – «grosser Patriot» – «herausragende Arbeit» – «unermüdlicher Einsatz». Mit solch üppigen Wortgirlanden bekränzte der FDP-Pressedienst den Abgang von Bundesrat Pascal Couchepin. Gleichzeitig äuserten seine Parteifreunde nicht nur hinter vorgehaltener Hand ein erleichtertes «Uff». Zu deutlich erkannten sie im selbstgefälligen Walliser die zuverlässigste Konstante des freisinnigen Niedergangs. Was ihnen als Erklärung ganz bequem war. Wahlniederlage 1999? Wegen Couchepins Chaos rund um die Expo! Wahlschlappe 2003? Wegen Couchepins Vorschlag von Rentenalter 67! Wahldebakel 2007? Wegen Couchepins Duce-Blocher-Vergleich! Nun ist die FDP den besten aller Sündenböcke los. Und plötzlich wieder selber verantwortlich für Erfolg oder Misserfolg.

Couchepin habe immer die Interessen der Allgemeinheit gegen Einzelinteressen verteidigt, so die FDP. Er selber liess gleichentags eine fein säuberliche Auflistung seiner 27 persönlichen Wahlen verteilen. Kein zukunftsweisendes Dossier. Keine realisierte Sachvorlage. Keine politische Wegmarke. Die eigene Karriere war ihm wichtigstes Projekt, die Wiederwahl sein Hauptziel, das Ego sein Programm. Als «äusserst erfolgreicher Bundespräsident» (FDP) gefiel es dem Innenminister am besten im Ausland. Gerne erinnern wir uns an seine eminenten Reisen nach Aserbaidschan, in den Libanon und nach Marokko.

Laut FDP hat Pascal Couchepin «immer diejenige Entscheidung getroffen, die gut für das Land war». Spürbar das Aufatmen im Land, als er den Krankenkassen befahl, ihre Reserven zu plündern. Welche Wohltat für das Land, als er beschloss, die jährliche Erhöhung der Prämien nicht mehr persönlich zu kommunizieren. Wie soll ihm das Land je danken, dass es für die Invalidenversicherung acht Milliarden mehr Mehrwertsteuer bezahlen und fünf Milliarden aus der AHV umschichten darf? Und wo stünde unser Land, wenn es Couchepin nicht gelungen wäre, seine welschen Parteikollegen von der Abwahl Blochers zu überzeugen?

Christoph Blocher hat sich in St. Gallen als Dozent für Wirtschaftsethik beworben. Er sei dafür mit 68 Jahren zu alt, tönte es von dort zurück. Der 67-jährige Pascal Couchepin aber ist nicht zu alt für ein Angebot aus Lausanne als Dozent für Schweizer Politik und Wirtschaft. Für den Misserfolg ist man hierzulande nie zu alt.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die Wolke der sieben

Von Peter Bodenmann — Weltweite Krise: Ist Schwaller ein Romand? Kann Broulis Deutsch? Wer will Darbellay ausser Darbellay?



Blick in die Kristallkugel: CVP-Präsident Schwaller.

Noch kennt niemand die definitiven Kosten der Rettung des Finanzsystems. Nicht einmal in der Schweiz, wo Nationalbank und Medien einen Mantel des Schweigens selbst über die Höhe der Verluste auf den von der Nationalbank übernommenen UBS-Gammelfleisch-Hypotheken legen.

In den USA hat die Wall Street, haben die Banken auch Barack Obama, dessen Wahlkampf sie zu einem schönen Teil finanziert haben, wieder im Griff. Neu sollen die Einkommen der Banker nicht mehr mit klaren Obergrenzen gedeckelt werden. Genau wie in der Schweiz.

Weltweit ging in der realen Wirtschaft die Produktion von Stahl und Beton um vierzig Prozent zurück. Der Verbrauch von Öl und Gas nimmt dramatisch ab. Die Krise hat den CO₂-Ausstoss gesenkt. Für Norbert Walter, den Chefökonom der Deutschen Bank, liegt das Schlimmste noch vor uns.

Selbst Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy glaubt zu wissen: «... dans beaucoup de domaines, il faudra aller beaucoup plus loin pour reconstruire un système financier qui finance davantage les entrepreneurs que les spéculateurs.» Für alle Nicht-Romands: Sarkozy will ein Finanzsystem, das den Unternehmen und nicht den Spekulanten dient.

Spielt alles keine Rolle. Denn die Schweiz schwebt auf der Wolke sieben. Alle haben es erwartet, aber niemand hat jetzt damit gerech-

net. Ein Sitz auf der Wolke der sieben ist neu zu besetzen. Alle schauen in die Karten und Kristallkugeln: Wird aus dem Schwaller ein Romand? Wer will Darbellay ausser Darbellay? Braucht es eine vierte Frau im Bundesrat? Kann Broulis nicht besser Deutsch als seinerzeit Felber?

Günstige Ölpreise sind gut für die Konjunktur und schlecht für die Umwelt. Die Ölpreise müssten noch einige Zeit im Keller bleiben, weil zurzeit von einem realen Aufschwung der Wirtschaft nicht die Rede sein kann. Stattdessen hat sich der Ölpreis innerhalb kurzer Zeit verdoppelt.

Diese Verdoppelung des Ölpreises hat nichts mit der realen Nachfrage zu tun. Spekulanten treiben die Preise nach oben. Reguliert wurde nach dem Kollaps des Finanzsystems gar nichts. Im Gegenteil. Alle wissen: Wenn es eng wird, retten die Staaten alle systemrelevanten Unternehmen. Koste es, was es wolle.

Der Ölpreis müsste – sobald die Wirtschaft wieder festen Boden unter den Füßen bekommt – Schritt für Schritt angehoben werden. Nicht früher und nicht später. Und im Vorlauf und parallel dazu müssten die Industrieländer als Erste den ökologischen Umbau mit Investitionen in der Höhe ihrer Bankenrettungspakete vorantreiben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Leiser Ruf nach dem Staat

Von Kurt W. Zimmermann — Bundeshilfe für die Schweizer Medien? Wir sind dafür, ohne gleich zu Etatisten zu werden.

Wir erleben ja den grössten Raubzug der Geschichte. Es ist ein Raubzug, gegen den selbst die professionellsten Plünderer wie Leif Eriksson, Dschingis Khan und Francisco Pizarro verblissen.

Wir erleben die Ausplünderung der Staatskassen durch die Privatwirtschaft. Immer dreister fordern Firmen staatliche Rettungsgelder an. Es ist dreist, weil viele von ihnen – von Arcandor über Porsche bis UBS – keine Opfer der Wirtschaftskrise sind. Sie haben sich schlicht verspekuliert.

Vor diesem Hintergrund wollen nun auch die Schweizer Medienunternehmen Hilfe vom Bund. Sie wollen 500 bis 600 Millionen Franken im Jahr. Das entspricht einem landesüblichen Konjunkturprogramm. Dieses Loch soll durch tiefere Mehrwertsteuern und billigere Postgebühren für die Medien in die Staatskasse gerissen werden. Formuliert hat die Forderung Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument.

Die Frage einer staatlichen Medienförderung ist vielschichtig. Sie hat einen ökonomischen, einen verfassungsrechtlichen und einen politischen Aspekt.

Ökonomisch unterscheiden sich Verlage von Firmen wie Arcandor, Porsche und UBS. Sie sind tatsächlich Opfer der Wirtschaftskrise. Ihre Inseratumsätze sinken, konjunkturbedingt, um über zwanzig Prozent, die Umsatzmargen um zehn Prozent. Das ist die Differenz zwischen schwarzen und roten Zahlen. So betrachtet wären Staatshilfen vertretbar, zumal in den Medienhäusern verantwortungsbewusste Manager sitzen. Sie haben dies eben durch den massiven Abbau von Redaktionsstellen bewiesen, etwa beim *Tages-Anzeiger*, ein mutiger Akt wirtschaftlicher Vernunft.

Auch verfassungsrechtlich ist die Frage interessant. Artikel 17 garantiert die Medienfreiheit. Sie ist entstanden als Schutz der Medien vor staatlicher Kontrolle, als formalisierte Gewaltentrennung. Wenn der Staat die Medien finanziert, durchbricht er dieses Prinzip, besonders dann, wenn er seine Förderung mit Auflagen verbindet.

Das hässlichste Beispiel haben wir bei den privaten TV- und Radiosendern erlebt. Der Bund subventioniert sie mit jährlich 44 Millionen Franken. Dafür erliess er Vorschriften zur Programmqualität, und die Verleger haben das peinlicherweise akzeptiert. Es wäre höchst reizvoll, zu wissen, ob diese staatlichen Vorschriften einer Verfassungsbeschwerde standhalten würden. Politisch ist die Sache weniger komplex. Die Demokratie braucht zwin-



Rettungsring: Verlegerpräsident Lebrument.

gend unabhängige Medien, um den öffentlichen Diskurs zu sichern. Medien sind das Kontrollorgan der Politik. Der Beischlaf mit der Obrigkeit ist ihnen darum strikt untersagt. Das ist unbestritten.

Ein Konjunkturprogramm für die Medien ist also primär an einem Kriterium zu messen. Ist dadurch ihre Unabhängigkeit vom Staat in Gefahr?

Wenn unsere Verleger für die geforderten 500 bis 600 Millionen Franken ihre Autonomie opfern, wie sie das bei der Jagd nach Subventionen für ihre Radio- und TV-Sender getan haben, dann ist das Thema vom Tisch. Staatliche Zuwendungen, verbunden mit Medienkontrolle, sind nicht im Interesse der Demokratie.

Indirekte Beihilfen via Mehrwertsteuer und Posttarife hingegen sind legitim, wenn sie ohne jede Auflage der Politik beschlossen werden. Die Verlagshäuser müssen, anders als beim beschriebenen Sündenfall, hier jede staatliche Aufsicht als Teufelswerk zurückweisen. Gelingt dies, gibt es keinen Grund zu einem ideologisch sturen Nein zur Presseförderung.

Wir haben an dieser Stelle immer liberale Positionen vertreten. Wir sind gewiss keine Etatisten. Aber wir wissen, dass die Medien vor wüsten Zeiten stehen. Sie brauchen Unterstützung vom Staat.

Es wäre kein grosser Raubzug, es wäre ein kleiner Rettungsring.

«Funktionaler Analphabet»

Von Peter Keller

Nun ist es raus: Die Schweiz hat einen «funktionalen Analphabeten» zum schönsten Mann des Landes gekürt. Der Glarner André Reithebuch kann zwar einzelne Buchstaben erkennen, sie aber kaum in einen Zusammenhang bringen. Die Boulevard-Zeitung *Blick* – das Organ für funktionale Analphabeten – beruhigt ihre Leserschaft: Die Lese- und Schreibschwäche habe nichts mit mangelnder Intelligenz zu tun, es seien «blinde Flecken im Hirn», die verhinderten, dass Kinder richtig lesen und schreiben können.

Wo liegt das Problem? Ein Mister Schweiz muss schön sein, er braucht keine Gedichte von Rilke vorzutragen. Das Anmeldeformular für die Wahl hat Reithebuchs Mami ausgefüllt. Interessanter ist, dass einer in der Schweiz seine neun obligatorischen Schuljahre absolviert und die Schule faktisch als Analphabet verlässt. Und einen Lehrabschluss hinkriegt. Und die Fahrprüfung ablegt. Und erfolgreich Militärdienst leistet. Aber das ist alles nichts gegen die Reaktionen auf das Bekenntnis eines 22-Jährigen, er könne weder richtig lesen noch schreiben.

Zunächst rümpfte die öffentliche Schweiz die Nase über Reithebuch. Ein zweiter Renzo. Schon wieder eine männliche Schönheit vom Land. Und nicht einmal einen Migrationshintergrund hatte der Naturbursche zu bieten. Dazu kam die Werbekampagne, mit der die Familie Reithebuch das Glarnerland im Vorfeld beackerte. Die medialen Messer wurden bereits gewetzt – doch der frischgebackene Mister Schweiz entrann: Seine öffentliche Erklärung aktivierte umgehend die Therapie- und Beschützerreflexe der soziokulturellen Elite.

Vorläufiger Höhepunkt war die Audienz bei Bundesrat Moritz Leuenberger. Er hält Reithebuchs Geständnis für einen «politischen Akt» und schiebt mit schmachtenden Blicken ein eigenes Geständnis hinterher: «Seine Ausstrahlung berührt auch mich.» Die ersten zarten Bande knüpfte allerdings Reithebuch selber. Auf die Frage, welcher Bundesrat ihm am sympathischsten sei, antwortete er mit: «Moritz Leuenberger. Er wirkt echt und ehrlich.» Leidet der arme Kerl auch an Sehschwäche?

Zum Abschied schenkte der Magistrat dem Mister eine Karaffe. Mami Reithebuch ist sicher so nett, die eingravierte Widmung ihrem Sohn vorzulesen. Dort steht echt und ehrlich: Moritz Leuenberger.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«Die Deza rührt sich nicht, weil sie ihre Daseinsberechtigung verlieren könnte.» *Fridolin Schlittler*

Der Unsinn geht ununterbrochen weiter
Nr. 24 – «Entwicklungshilfe ist tödlich»;
Carmen Gasser im Gespräch mit der
afrikanischen Autorin Dambisa Moyo

In den Bibliotheken findet man ein Buch von Brigitte Erler mit dem gleichen Titel: «Tödliche Hilfe» von 1985. Erler hatte als Bundestagsabgeordnete die Entwicklungshilfe zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, bis sie zur Einsicht kommen musste, dass «überall, wo sie helfen wollten, nur Unheil angerichtet wurde, ja ungewollt den Menschen Elend und Tod» gebracht wurden. Der Unsinn der Entwicklungshilfe wurde aber nicht etwa eingestellt oder diese den ökonomischen Erkenntnissen entsprechend in die richtigen Bahnen gelenkt. Der Unsinn geht weiter und wird noch ausgedehnt, weil ohne diesen Riesenbetrieb der «Entwicklungshilfe» die NGO-Gemeinschaft ihre Daseinsberechtigung verlöre. Vor etwa einem Jahr kam ein bekannter Ökonom aus Kenia zu den gleichen Schlussfolgerungen und forderte die Uno auf, mit diesem Unsinn aufzuhören, indem er sagte: «Ihr entwickelt uns zu Tode!» Wieso rühren sich unsere Regierungen nicht, von der Deza ganz zu schweigen? Eben, weil die Deza ihre Daseinsberechtigung verlieren könnte! Ich habe jahrelang in Entwicklungsländern gearbeitet und kenne den Unsinn, der mit der Entwicklungshilfe angerichtet wird. Wer hat beim Bund den Mut, hier einzugreifen? *Fridolin Schlittler, Wädenswil*

Ich gehörte zweifellos zu den ersten Lesern von «Dead Aid» und habe deren Autorin vor

einigen Wochen hier in New York getroffen. Ihre Ideen sind ja, auch nach ihren eigenen Aussagen, nicht vollkommen neu und originell. Andere haben sich vor ihr in Afrika ähnlich geäußert; früh bereits Axelle Kabou, dann auch James Shikwati, der auch schon in der *Weltwoche* zu Wort kam. Sicher sind neben ihrer Intelligenz ihre Persönlichkeit, ihre intellektuelle Integrität und – seien wir ehrlich – ihr Aussehen Faktoren, die sie für die Entwicklungsmafia gefährlich machen. Ich kann mir vorstellen, was sie aus dieser Ecke zu erdulden hat. Ich wurde seinerzeit aus meiner Funktion als Botschafter in der Elfenbeinküste, Burkina Faso, Guinea, Niger und Kamerun weggemobbt, weil ich die sonderbaren Methoden unserer Deza zu kritisieren wagte. Nicht ganz einig bin ich mit Moyo bezüglich der Rolle der Entwicklungshilfe bei der Förderung der Korruption. Sie tut dies nicht nur in Afrika, sondern auch bei uns. *Johannes B. Kunz, New York*

Leuenberger spielt beleidigte Leberwurst
Nr. 24 – «Frage des politischen Willens»;
Alex Baur über moderne Anflugverfahren

Solange Bundesrat Moritz Leuenberger keine Lust verspürt, endlich zurückzutreten, werden wir im Fluglärmsstreit mit Deutschland keinen Schritt weiterkommen. Lieber spielt er die beleidigte Leberwurst, als sich aktiv um eine Alternativlösung zu bemühen. In der Zwischenzeit kann das Land nur abwarten, bis er zurücktritt und sich endlich ein anderes Regierungsmitglied des Dossiers annehmen darf. *Philipp Maeder, Zürich*

Uno-Administration stärker kontrollieren
Nr. 24 – «Peinliche Skandale»;
Pierre Heumann über das Uno-interne Justizsystem

Vor zwei Jahren wurde eine globale Kampagne gestartet, die sich für die Einrichtung eines Uno-Parlaments einsetzt. Die Website ist unter www.unpacampaign.org zu finden. Eine der Aufgaben dieser Versammlung könnte es sein, parlamentarische Untersuchungsausschüsse einzurichten und die Uno-Administration stärker zu kontrollieren, als dies den Mitgliedsländern offenbar möglich ist. *Andreas Bummel, Komitee für eine demokratische Uno, Berlin*

Neue Basis für die IV
Nr. 23 – «Die 14,5-Milliarden-Lügen»;
Urs Paul Engeler über den Ruin der IV

Das Gesetz über die IV ist 1959 in Kraft getreten. Seither hat sich die Schweizer Bevölkerung

veranderthalbfacht, und der prozentuale Ausländeranteil hat sich verdoppelt. Der motorisierte Strassenverkehr mit seiner Schleudertraumata-Problematik hat sich vervielfacht, und die Arbeitswelt hat sich bis ins Detail enorm verändert. Studien belegen, dass Menschen, die aus ihren angestammten Umfeldern oder gar aus Kriegsgebieten fliehen mussten, mit Unfallfolgen wesentlich mehr Mühe haben als Einheimische mit intakten familiären Netzwerken und freundschaftlichen Beziehungen. Und nicht zuletzt haben sich auch die gesellschaftlichen Gepflogenheiten nicht zum Besseren entwickelt. Wir leben heute in einer andern Welt, in die das Muster der IV von 1959 einfach nicht mehr passt. Entsprechend ist die Versicherung auf eine andere Basis zu stellen. Finanzielles Herumschrauben löst die Probleme nicht. Warum man solches im Ministerium Couchepin nicht erkennt, ist mir ein Rätsel. *Hans-Christian Müller, Zürich*

Das IV-Defizit kann durch eine Reduktion der psychischen Krankheitsfälle gesenkt werden. Dafür braucht es aber ein Umdenken. Nur so kann etwas gegen das heutige darwinistische Arbeitsklima getan werden, das heisst können Psychoterror und Mobbing am Arbeitsplatz verhindert werden. *Matthew Beattie, Buchs ZH*

Weltwoche allgemein

Im Rahmen eines Probe-Abonnements habe ich die *Weltwoche* mehrere Monate zumindest cursorisch gelesen. Mein Fazit: Eine derartig unkonventionell-frische, liberal-konservative Zeitung wäre sicherlich auch für die deutsche Medienlandschaft eine Bereicherung. Abgesehen von kleineren Unzulänglichkeiten hat sich hier ein bemerkenswertes Blatt positioniert. Was allerdings wie ein qualitativer Fremdkörper wirkt, ist die unsäglich flache Kolumne von Mark van Huissing. Hier tobt sich ein intellektuell und sprachlich eingeschränkter Egomane – frei von jeglichem Esprit und Intellekt – mit ebenso absurden wie provinziellen Belanglosigkeiten, Eitelkeiten und Peinlichkeiten aus. Ansonsten wünsche ich einen langen Atem und weiterhin viel Mut zum Querdenken. *Dietrich W. Thielenhaus, Wuppertal (D)*

Korrigendum

Im Artikel von Markus Somm, «Ende einer Epoche», über General Motors ist dem Autor ein ärgerlicher Fehler unterlaufen. GM brach am Ende nicht unter einer Schuldenlast von «gegen 200 Millionen» zusammen, sondern natürlich von gegen «200 Milliarden». Exakt meldete GM kurz vor dem Gang zum Konkursrichter 172,8 Milliarden Dollar Schulden. Diesen standen Aktiven von 82,29 Milliarden Dollar gegenüber. Wir entschuldigen uns für diese Ungenauigkeit. *Die Redaktion*

BERGBAHNEN, SPA-WELLNESS INKLUSIVE!

DAS ENGADIN, DER SCHÖNSTE ALPENGARTEN!

Aufblühen mitten im Engadiner Bergfrühling.
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich – Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf – Reiten – Surfen – Biken...

Zimmer/Frühstück ab CHF 140.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison 24. Juni–18. Okt. 2009

CP CRESTA PALACE
CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P.+ E. Herren

VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

6,3 l Verbrauch auf 100 km*

A Energieeffizienz-Kategorie

0 Emission im Stop-Go-Verkehr

299 PS (220 kW) Leistung

148 g/km CO₂*



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)** jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter www.lexus.ch

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN

 **LEXUS**

* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

** Unverbindlicher Nettopreis.



«Keiner will absichtlich Fehler machen»: Chirurgenteam vor der Operation.

Ein Skandal, den niemand wahrnimmt

Vermeidbare Behandlungsfehler in Schweizer Spitälern kosten jedes Jahr rund 1200 Menschen das Leben. Endlich will der Bund eine nationale Qualitätsstrategie ins Leben rufen, um die Patientensicherheit zu erhöhen. Andere Länder sind schon lange vorangegangen. *Von Matthias Meili*

Das Spital Langenthal ist ein kleines Regionalspital. Hier behandelt man kaum Risikopatienten; komplizierte Fälle werden in ein Universitätsspital verlegt. In Langenthal operiert man Armbrüche und Blinddärme oder bringt Kinder auf die Welt. Doch das bedeutet nicht, dass ein Spitalbesuch hier ungefährlich ist. Denn in Langenthal kann auch eine Routineoperation zum Tod führen, wie das Schicksal von Regula Huber* zeigt. Die 73-jährige Rentnerin ist Mitte Mai nach der Operation eines Armbruchs gestorben, weil ihre Blutgruppe falsch bestimmt worden war. Klinikdirektor Hans Peter Kuert spricht von einem unglücklichen Transfusionszwischenfall, wie er in seinem Spital noch nie vorgekommen sei. Die Frau sei multimorbid gewesen, habe also an mehreren Gebrechen gelitten, die sie schwächten. Das mag eine Rolle gespielt haben. Aber ein Einzelfall ist es nicht: Todesfälle aufgrund

von Fehlern passieren immer wieder, im ganzen Land, in den besten Spitälern.

Rund 1,2 Millionen Patienten begeben sich in der Schweiz jährlich in Spitalpflege. Die allermeisten verlassen das Spital mit heiler Haut. Doch immer wieder kommt es zu Zwischenfällen, Behandlungsfehlern oder Unfällen. Manche führen zu bleibenden Schäden, andere wie im Fall von Regula Huber zum Tod. Gerade müssen sich zwei Krankenschwestern vor dem Bezirksgericht Zürich verantworten, die verdächtigt werden, einen 27-jährigen Patienten nach einer Routineoperation nicht ausreichend überwacht zu haben. Der Familienvater verblutete innerlich.

Der Verband der Schweizer Spitäler H+ rechnet schweizweit mit rund 1200 Todesfällen pro Jahr, die vermeidbar wären. Dabei stützt sich H+ auf eine aktuelle Sammelstudie des deutschen Aktionsbündnisses für Patientensicher-

heit, die Untersuchungen zu unerwünschten Ereignissen und Behandlungsfehlern in Spitälern aus 31 Ländern analysierte. Die Studie zeigt, dass in Ländern wie den USA, Frankreich, Deutschland, Grossbritannien und der Schweiz ein Promille aller Spitalpatienten wegen vermeidbarer Vorfälle stirbt. Die Quote ist in den untersuchten Ländern ähnlich gross, die Schweiz also trotz ihres hochentwickelten Gesundheitssystems nur Mittelmass.

Fehldiagnosen, Verwechslungen

Für Schlagzeilen sorgte Anfang Jahr der Fall eines vierjährigen Mädchens, das die Eltern aus Olten mit hohem Fieber auf die Notfallstation des Kantonsspitals Aarau gebracht hatten: Der Arzt vermutet eine relativ harmlose virale Infektion und verschreibt ein fiebersenkendes Mittel. Dann schickt er die Familie wieder nach Hause. Einige Stunden später stirbt



«Gefahrenherde schneller erkennen»: Patient im Behandlungsraum.

das Mädchen an einer Blutvergiftung. Eine klare Fehldiagnose. Und im April beschäftigten zwei Todesfälle in der Luzerner Privatklinik St. Anna die Presse. Nach Angaben des Spitals lag jeweils kein «normaler Krankheits- und Operationsverlauf» vor, weshalb die Staatsanwaltschaft eingeschaltet wurde. Untersuchungen ergaben keine Hinweise auf strafbare Handlungen der beteiligten Personen. Doch selbst wenn eine offizielle Untersuchung keine strafrechtlichen Konsequenzen ergibt, spielen nicht selten vermeidbare Fehler wie falsche Diagnosen, Verwechslungen oder Missdeutungen von Indizien eine Rolle.

Was an die Öffentlichkeit dringt, ist nur die Spitze des Eisbergs. Die meisten Fälle werden von den Spitälern geheim gehalten. Zum Beispiel der Fall von Herbert Kummer*. Der 69-jährige Diabetiker wird Anfang Januar 2007 in ein Regionalspital eingeliefert, am nächsten Tag soll eine kleine Operation unter Lokalanästhesie erfolgen. Zu Hause spritzt sich Kummer sein Insulin immer selbst: das Präparat Mixtard 30 HM, jeweils 24 Einheiten vor dem Morgenessen und 8 Einheiten abends vor dem Essen. Im Spital angekommen, verabreicht ihm eine Pflegefachfrau die Abenddosis. Kurz danach klagt Herbert Kummer über Kopf-

schmerzen, Nervosität und Herzklopfen, ein Schweissausbruch folgt. Auf dem Weg zur Toilette sinkt der Rentner zu Boden: Kreislaufstillstand. Alle Wiederbelebungsversuche sind vergebens. Kummer stirbt wegen starker Unterzuckerung. Was ist geschehen? Die Krankenschwester hatte dem Patienten statt der üblichen 8 Einheiten des Medikaments 30 Einheiten gespritzt. Dazu verleitet hatte sie die Zahl 30 im Markennamen Mixtard 30 HM.

Wie kam die Schere in den Bauch?

Was in den Spitälern abläuft, ist ein Skandal, den niemand wahrnimmt. «Die Todesopfer in den Spitälern sind nicht sichtbar», sagt Tanja Manser, Wissenschaftlerin am Zentrum für Organisations- und Arbeitswissenschaften der ETH Zürich und Autorin einer neuen Studie über das Risikomanagement in Schweizer Spitälern. Die Missgeschicke gehen in der grossen Menge der gut oder glücklich verlaufenen Spitalbehandlungen unter. Zudem fehlt es in der Schweiz an präzisen Daten, die das Problem landesweit aufzeigen. Eines ist für Manser klar: «Würden so viele Todesfälle in anderen Branchen passieren, wären längst schon drastische Sicherheitsmassnahmen ergriffen worden.» Daran krankt es in Schweizer Spitälern.

Erika Ziltener, Präsidentin des Dachverbandes Schweizerischer Patientenstellen, verfolgt das Thema seit langem. «Die Frage der Patientensicherheit wird in der Schweiz immer wieder auf die lange Bank geschoben», bemängelt sie. Ihre Patientenstelle ist so etwas wie der Seismograph des Gesundheitswesens, hier laufen Anfragen und Beanstandungen der Patienten zusammen. Allein auf der Patientenstelle Zürich werden laut Ziltener monatlich bis zu zwanzig vertiefte Abklärungen durchgeführt. Ihrer Meinung nach stehen vor allem die Spitäler in der Verantwortung. «Es gibt zwar viele gute Projekte und Ideen für die Verbesserung der Patientensicherheit, aber nur selten werden diese aufgenommen. Viele Spitäler reagieren abwehrend und verwenden viel Energie für das Verhindern griffiger Massnahmen.»

Das Problem ist nicht neu, international verbreitet und gut untersucht. Die Problembereiche sind überall die gleichen: falsch verschriebene Medikamente, am verkehrten Ort durchgeführte Operationen, zu früh oder zu spät vorgenommene Eingriffe, unvollständige oder nicht zur Kenntnis genommene Patientenakten, im Spital eingefangene Infektionen. Und von im Bauchraum vergessenen OP-Schereen hat schon jeder gehört.

«Menschliche Handlungen»

Ein Meldesystem könnte Todesfälle verhindern helfen, sagt der Direktor des Schweizer Spital-Verbands H+. Von Matthias Meili



«Fehler, die ganz selten passieren»: Spital-Verbandsdirektor Bernhard Wegmüller.

Herr Wegmüller, jedes Jahr rechnet man mit 1000 bis 1200 Todesfällen in Schweizer Spitälern, bei denen Fehler mitverantwortlich sind. Nehmen die Spitäler das Problem zu wenig ernst?

Die Medizin wird ganz massgeblich von menschlichen Handlungen geprägt. Dabei können Fehler passieren, leider auch Todesfälle. Natürlich ist jeder Todesfall einer zu viel. Die Spitäler nehmen die Patientensicherheit deshalb sehr ernst, denn es ist ihr oberstes Ziel, mit internen Massnahmen zu verhindern, dass Patienten zu Schaden kommen.

Was sind das für Massnahmen?

Die meisten Spitäler führen heute Meldesysteme, Morbiditätskonferenzen und Komplikationsbesprechungen, um aus Fehlern zu lernen und die notwendigen Massnahmen zu ergreifen. Unser Verband H+ unterstützt die Spitäler dabei in Zusammenarbeit mit der Stiftung für Patientensicherheit. Diese hat beispielsweise letztes Jahr eine Anleitung publiziert, damit bei Operationen Verwechslungen verhindert werden können. Eine ganz wichtige Aktivität der Stiftung ist die nationale Vernetzung der Fehlermeldesysteme der Spitäler, das Projekt CIRNET. Aufgrund solcher Fehlermeldungen werden dann auch konkrete Handlungsanweisungen

an alle Spitäler und Kliniken verschickt, damit der gleiche Fehler nicht überall passiert. Daraus sind bereits zahlreiche Empfehlungen entstanden und verbreitet worden. Sie haben vehement gegen die Pilotstudie protestiert, in der das Bundesamt für Gesundheit die Gesamtsterberaten und Fallzahlen der Spitäler bei bestimmten Behandlungen verglichen hat. Was spricht gegen eine Offenlegung von harten Qualitätsindikatoren?

Nichts. H+ ermutigt im Gegenteil die Spitäler zur Offenlegung ihrer Qualität, was mittlerweile auch über 150 Spitäler und Kliniken machen. Diese Spitäler füllen einen transparenten Qualitätsbericht mit zahlreichen Leistungskennzahlen und verschiedenen Qualitätsindikatoren aus. Wichtig bei den Indikatoren ist aber, dass diese wirklich etwas über die Qualität aussagen und dass die Zahlen kommentiert werden können. Das bloss Publizieren z. B. von unkommentierten Gesamtsterberaten pro Spital, wie dies das BAG vorgenommen hat, bringt der Öffentlichkeit nichts und ist höchstens irreführend.

Die Sterberate ist immerhin ein eindeutiges Kriterium, das jedermann versteht.

Das BAG unterscheidet dabei nicht zwischen natürlichen und unerwünschten Todesfällen. Die Aussage etwa, dass die Mortalitätsrate bei Herzinfarkt, Hirnschlag und Lun-

genentzündung in Regionalspitälern grösser sei als in Unispitälern, ist zwar richtig. Es ist aber falsch, daraus auf eine schlechtere Qualität der Regionalspitäler zu schliessen. In Regionalspitälern ist das Durchschnittsalter der Patienten bei Herzinfarkt, Hirnschlag und Lungenentzündung deutlich höher als in Universitätsspitälern. Die grössere Mortalität ist deshalb nicht erstaunlich. Das BAG misst aber nur die Gesamt mortalität, die eben kein Qualitätsindikator ist.

Was wären die richtigen Indikatoren?

Es gibt genügend aussagekräftige Kennzahlen. Um einheitliche Qualitätsmessungen zu entwickeln, haben sich im Frühjahr alle Spitäler, Kantone und Versicherungen zum neuen nationalen Verein für Qualitätssicherung zusammengeschlossen. Aktuell werden die Infektionen nach Operationen und die Patientensicherheit gemessen. H+ hat in seinen Qualitätsberichten aber schon weitere aussagekräftige Indikatoren bestimmt, z. B. die Rehospitalisationsrate und die Reoperationsrate.

Müsste im Gesundheitswesen nicht eine völlig neue Fehlerkultur Einzug halten?

Die Fehlerkultur entwickelt sich in den letzten Jahren in der Schweiz sehr positiv. Weitere Schritte sind aber wichtig. Unerlässlich für die Sicherheit der Patienten ist vor allem, dass alle Spitäler und Kliniken intern Fehler erfassen und sich hierfür auch vernetzen. Es gibt Fehler, die nur ganz selten passieren. Darum ist es sehr wichtig, dass man von den Erfahrungen anderer Spitäler profitieren kann.

Dänemark hat eine nationale Strategie entwickelt, an der sich alle Spitäler beteiligen müssen. Taugt das als Vorbild für die Schweiz?

Gegen eine nationale Strategie und verbindliche Ziele wäre nichts einzuwenden, im Gegenteil. Man muss aber sehen, dass die Voraussetzungen in Dänemark mit seinem staatlichen Gesundheitswesen anders sind. Aber wenn der Bund zum Schluss kommt, dass ein nationales Monitoring sinnvoll ist, können wir dazu Hand bieten. Heute wirft man den Leistungserbringern immer wieder vor, sie erfüllten die Qualitätsvorgaben des Krankenversicherungsgesetzes nicht. Was aber der Bund genau unter diesen Vorgaben versteht und erwartet, hat er bislang nie kommuniziert.

Bernhard Wegmüller ist Direktor von H+, dem Verband der schweizerischen Spitäler, Kliniken und Institutionen der Langzeitpflege. Ihm sind rund 370 Spitäler, Kliniken und Pflegeheime als Aktivmitglieder sowie rund 200 Verbände, Behörden, Institutionen, Firmen und Einzelpersonen als Partner-Mitglieder angeschlossen.

Bereits 1991 kam der amerikanische Mediziner Lucian Leape in einer grossangelegten Studie zum Schluss, dass siebzig Prozent der Vorfälle in Spitälern unnötig und vermeidbar wären. Die Gründe sind oft so simpel, dass sich nach einem Vorfall alle die Augen reiben und fragen: Wie konnte das passieren? So zum Beispiel 1999 im Kantonsspital Luzern, als eine Krankenschwester einer 55-jährigen Patientin statt Natriumchlorid das tödliche Kaliumchlorid injizierte. Die ähnliche Beschriftung der beiden Ampullen hatte den Fehler provoziert. Lucian Leape zeigte in seiner Studie, dass vermeidbare Zwischenfälle ein Teil des Systems Spital sind. Reine Fahrlässigkeit des Personals ist in den seltensten Fällen der Grund, dass eine Behandlung aus dem Ruder läuft. Viel öfter liegen kleine Irrtümer vor, eine Fehlbeschriftung oder ungenaue Kommunikation. Der schwer fassbare Faktor Mensch eben.

Es wurde nichts getan

«Irren ist menschlich» – der gesunde Menschenverstand glaubt, dass wir von Natur aus unzuverlässig und fehleranfällig sind. Doch die verhaltenspsychologische Forschung zeigte in den letzten Jahren, dass Menschen erstaunlich wenig Irrtümer begehen, solange sie für sich alleine funktionieren; dass aber besonders viele Fehler an der Schnittstelle Mensch-Technik auftreten. Dazu zählen Routinetätigkeiten wie das Ausfüllen eines Protokolls, das Ablesen eines Etikettes, die Interpretation eines Röntgenbilds oder das Setzen einer Spritze. In einem höchst komplexen System wie dem modernen Gesundheitswesen muss das Personal täglich Dutzende solcher Schnittstellen bewältigen. Hinzu kommt, dass heute jede Tätigkeit vom Personal zugunsten kürzerer Hospitalisationszeiten rapportiert und abgebucht werden muss, dass Dutzende Formulare auszufüllen sind und Patienten regelrecht ab-

gefertigt werden: Da fehlt die Zeit für eine sorgfältige Beobachtung am Krankenbett. Müdigkeit, Stress oder eine ungünstige Gruppendynamik im Operationsaal begünstigen das Auftreten von Fehlern.

Auf diese rasante Entwicklung sei in der Schweiz bisher noch keine passende Antwort gefunden worden, glaubt ETH-Psychologin Manser, die auf Sicherheitsfragen in Arbeitsabläufen hochtechnologisierter Branchen spezialisiert ist. In ihrer Studie über das klinische Risikomanagement, die sie in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern durchführte, analysierte sie die Daten von 98 Spitälern und Spitalgruppen aus dem ganzen Land, darunter Akutspitäler, Universitätsspitäler, psychiatrische Kliniken sowie Rehabilitationskliniken. Die Resultate bescheinigen dem Schweizer Spitalwesen kein allzu gutes Zeugnis, allenfalls ein knapp genügendes. Ein vorausblickendes und auf effiziente Massnahmen zielendes Risikomanagement fehlt in den meisten Institutionen.

Es wurde nicht nichts getan. Fortschrittliche Institutionen und Abteilungen kennen seit langem sogenannte Komplikationskonferenzen oder Qualitätszirkel. Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt kamen computergestützte Massnahmen zur Fehlervermeidung auf, die zum Teil aus anderen Branchen wie der Fliegerei übernommen wurden: spezielle Meldesysteme wie ein Critical Incident Reporting System (CIRS). Sie basieren darauf, dass die Meldungen von Zwischenfällen freiwillig geschehen und keine Konsequenzen für den Meldenden haben.

Doch derartige Instrumente sind nur so gut wie ihre Umsetzung. «Ein CIRS haben und daraus Nutzen ziehen sind zwei verschiedene Paar Schuhe», sagt Arbeitspsychologin Manser. Viele Systeme krankten daran, rein retrospektiv ausgerichtet zu sein. Man sammelt Vorfälle und versucht, Lehren daraus zu ziehen.

Im besten Fall werden Verbesserungen im Arbeitsablauf erstellt, im schlechtesten Fall wird der Belegschaft eindringlich nahegelegt, besser aufzupassen.

Wichtig wäre aber ein vorausblickendes klinisches Risikomanagementsystem, das auf höchster Leitungsebene einsetzt. Dabei stehen nicht einzelne Mitarbeiter im Fokus, sondern das «Gesamtsystem Spital». Dies braucht eine klare Risikostrategie, die von der Identifikation und Analyse der Risiken bis zu deren Dokumentation, Handhabung und Vermeidung reicht. Vorbilder gibt es genügend aus hochtechnologisierten Bereichen, etwa der Kernenergie oder der Luftfahrt.

Dänemark macht es besser

Seit dem Unfall im amerikanischen Atomkraftwerk Three Miles Island 1979 weiss man, dass Katastrophen in grosstechnischen Systemen oft die Folge einer Verkettung von kleinen Irrtümern oder Fehlentscheidungen sind, die für sich alleine keinen Schaden anrichten, in ihrer Summe jedoch verheerend sein können. Das gilt auch im Gesundheitswesen. Die dänische Gesellschaft für Patientensicherheit hat dies am Beispiel von Spitalinfektionen beim Setzen von Zentralvenenkathetern gezeigt. Diese Katheter werden bei Intensivpatienten oft zur intravenösen Versorgung gelegt. Dabei sind viele Arbeitsschritte nötig, die jeweils ein gewisses Risiko für eine unerwünschte Infektion haben. In der Studie wurden bei 319 Patienten die Handgriffe aller Beteiligten analysiert – mit verblüffendem Resultat: Die meisten Ärzte desinfizierten ihre Hände – aber nicht alle; fast hundert Prozent der Katheter waren sterilisiert – aber nicht alle; in den meisten Fällen wurde die Indikation eines Zentralvenenkatheters nach 24 Stunden noch einmal geprüft – aber nicht jedes Mal. In der Summe erhielt nur knapp mehr als die Hälfte der Patienten

Kann man nachts Lunar-Energie nutzen?

www.stromzukunft.ch

Ihre Schweizer Stromversorger

eine Behandlung, bei der alle Schritte einwandfrei ausgeführt worden waren.

«Ein klinisches Risikomanagement muss an die Gegebenheiten des Gesundheitssystems angepasst werden», sagt Manser. Zuerst einmal müssten alle Routinedaten erfasst und im Hinblick auf eine Verbesserung der Patientensicherheit interpretiert werden. Dann wären zum Beispiel neue Gesprächsformen zwischen Ärzten und Pflegenden angezeigt. Aus Studien weiss man, dass das Briefing vor Operationen und die Kommunikation während der Operation die Fehlerquote beeinflussen. Verbesserung bringt vor allem der Einbezug der Patienten. Wenn Ärzte und Pflegende auf deren Feedback hören, ergeben sich oft Hinweise auf Dinge, die falsch laufen. Welche Rolle Hierarchien dabei spielen, ist umstritten. Im Operationsraum können zum Beispiel auch fehlende Hierarchien in hektischen Situationen eine Gruppendynamik auslösen, die zu Fehlern führt. Wichtig sei es vor allem, sagt Manser, Strukturen zu schaffen, in denen das Personal unterstützt und nicht angeprangert wird. «Der Druck in den Spitälern ist enorm; da will keiner absichtlich Fehler machen.»

Die Motivation, Fehler im Spital zu verhindern, treibt auch Max Stäubli an, ehemals Chefarzt der Inneren Medizin am Spital Zollikerberg. Weil für ihn das Vermeiden von Behandlungsfehlern zentraler Bestandteil des

ärztlichen Berufsethos ist, hat er sich der Erfassung von Komplikationen verschrieben. «Ein Chefarzt, der nicht wissen will, wie gut es in seiner Abteilung funktioniert, hat den Beruf verfehlt», sagt Stäubli. Vor elf Jahren gründete er den Verein Komplikationenliste mit dem Ziel, alle möglichen Komplikationen zu erfassen und zu interpretieren. Heute haben sich seinem Verein die Abteilungen der Inneren Medizin von 34 der 170 Schweizer Akutspitäler angeschlossen. Sie erfassen in einem einfachen Formular alle Komplikationen, die je nach Behandlung auftreten können. Bisher wurden über 300 000 Patienten mit rund 10 000 Komplikationstypen in das Register aufgenommen. Die wichtigen davon werden, versehen mit Kommentaren, in einem Bulletin zusammengestellt, das zweimal pro Jahr an sämtliche Spitäler in der Schweiz versandt wird.

Todesfälle summieren sich

«Der Hauptzweck unseres Vereins ist es, den Mitgliedern ein Feedback über ihre Arbeit zu geben», sagt Stäubli. Für ihn ist jeder Vorfall wichtig, auch wenn er in der ganzen Schweiz nur einmal im Jahr auftritt. Es gibt keine Einzelfälle. Todesfälle mögen aus Sicht eines Regionalspitals Jahrhundertereignisse sein, über die Schweiz hinweg summieren sie sich.

Dass sich Stäublis Arbeit lohnt, zeigt das Beispiel Bauchwandblutungen nach Injektionen:

Viele Patienten erhalten vor einer Operation ein Blutverdünnungsmittel injiziert. Die Spritze wird routinemässig in die Bauchwand gesetzt. Dadurch können Blutungen entstehen, deren Häufigkeit von vielen Ärzten unterschätzt wurde. Meldungen in der Komplikationenliste haben gezeigt, dass dies immer wieder vorkommt. In den ersten neun Jahren seit Bestehen seiner Liste sammelte Stäubli 130 Fälle von Bauchwandblutungen, 9 verliefen tödlich. Dank der Komplikationenliste wurden diese Vorfälle erkannt, und entsprechende Massnahmen konnten ergriffen werden – etwa die Injektion in den Oberschenkel. Solche Fälle bestärken Stäubli darin, in Bezug auf vermeidbare Vorfälle alle Spitäler der Schweiz zusammen zu betrachten. «Uns schwebt ein Spital Schweiz vor», so Stäubli, «in dem Gefahrenherde schneller erkannt werden.»

«Was die Schweiz braucht, ist eine nationale Strategie», sagt auch Patientenvertreterin Erika Ziltener. Vorbild eines umfassenden Ansatzes könnte Dänemark sein, das das Problem seit 2001 auf nationaler Ebene angeht und grosse Erfolge erzielt hat. Grundlage war eine Pilotstudie, die ergab, dass in dänischen Spitälern viele Patienten unnötigerweise sterben. Daraufhin wurde eine Gesellschaft für Patientensicherheit gegründet, die seither allen Spitälern Werkzeuge wie Reporting-Systeme, Informationsangebote oder einen Ideenpool zur

Patientensicherheit

Das richtige Spital finden

Die Qualität einer Klinik in Erfahrung zu bringen, ist nicht leicht. Ein Leitfaden für Patienten.

Wer ins Spital muss, hat es nicht einfach, Auskünfte über Patientensicherheit oder über die Qualität des gewünschten Spitals zu erhalten. Verlässliche und miteinander vergleichbare Informationen sind nicht frei verfügbar. Eine Möglichkeit ist, sich an eine Patientenorganisation zu wenden, etwa an die Patientenstellen der verschiedenen Regionen (www.patientenstelle.ch) oder an die Schweizerische Patientenorganisation (www.spo.ch).

Erika Ziltener, Präsidentin des Dachverbandes Schweizerischer Patientenstellen, empfiehlt jenen, die nicht dringend in den Notfall müssen, sich vor dem Spitalbesuch direkt an das anvisierte Spital, die Ärztin oder den Arzt zu wenden und dabei nach der Zuständigkeit und Erfahrung des Spitals für die entsprechende Behandlung zu fragen.

Der Spitalverband H+ hat eine Internetseite eingerichtet (www.spitalinformation.ch), wo Spitäler vorgestellt werden und eini-



Mehr als nur Mortalitätszahlen.

ge Institute Qualitätsberichte aufgeschaltet haben – dies allerdings auf freiwilliger Basis und entsprechend unvollständig. Die Suche läuft dabei über die Art der Behandlung, die nötig ist. Wer zum Beispiel eine Hüftgelenkoperation braucht, kann die Spitäler in seiner Nähe herausuchen, die diese Behandlung anbieten. Die fortschrittlicheren Spitäler weisen in ihren Berichten auf das hin, was sie in der Frage der Patientensicherheit alles unternehmen.

Eine verlässliche und vor allem Vergleiche zulassende Spitalliste für die gesamte Schweiz existiert bisher noch nicht. Die im April vom Bundesamt für Gesundheit veröffentlichte Pilotstudie über die Mortalitäts- und Fallzahlen der Schweizer Spitäler möchte diese Lücke füllen. Derzeit sind jedoch darin nur die Zahlen derjenigen Spitäler enthalten, die in die Veröffentlichung einwilligten. Ab 2010 soll jährlich eine solche Liste erscheinen, in der die Kennzahlen aller Schweizer Spitäler – unabhängig von deren Einverständnis – aufgeführt sind. Die Pilotstudie ist unter www.swiss-q.admin.ch abrufbar. Allerdings kommt die 152 Seiten lange Publikation wenig leserfreundlich daher.

Hilfe bei Behandlungsfehlern

Wer im Spital einen Behandlungsfehler erlitten hat oder einen solchen vermutet, wendet sich mit Vorteil an eine Patientenvertretung. Diese bietet Unterstützung bei medizinischen Abklärungen an, um herauszufinden, ob eine zivil- oder strafrechtlich relevante Verletzung der Sorgfaltspflicht vorliegt. Sie offeriert auch weitere juristische Beratung und Unterstützung etwa für Verhandlungen mit den Versicherungen.

Matthias Meili

Erhöhung der Patientensicherheit bereitstellt. 2004 arbeitete das Parlament ein Gesetz aus, auf dessen Basis ein nationales Monitoring für unerwünschte Ereignisse in den Spitälern eingerichtet wurde. Heute ist das Gesundheitspersonal verpflichtet, vermeidbare Zwischenfälle zu melden. Ein spezielles Gremium sorgt dafür, dass diese Fälle ausgewertet und die gewonnenen Erkenntnisse allen Spitälern vermittelt werden. Diese sind verpflichtet, die Massnahmen umzusetzen. Ein kürzlich publizierter Bericht zeigte, dass in den vergangenen zwei Jahren in dänischen Spitälern 1510 Menschen weniger gestorben sind als in einem Vergleichsabschnitt vor der Kampagne. Ein wichtiger Punkt im grundlegenden Gesetz ist, dass die Meldung von Zwischenfällen für das Gesundheitspersonal keine strafrechtlichen Folgen haben darf. Nur so gelingt es, das Gesundheitssystem von einer Schuldkultur auf eine offene Fehlerkultur zu trimmen.

In der Schweiz herrscht ein Wildwuchs an Initiativen und Ansätzen. Spitäler, Fachgesellschaften, Versicherungen und Patientenorganisationen streiten sich um die besten Methoden, alle haben ihre eigenen Organisationen zur Förderung der Patientensicherheit. Dann und wann gibt es gemeinsame Anstrengungen wie die Stiftung für Patientensicherheit, in der alle Interessenvertreter Einsitz haben, die aber weder über genügend Macht noch Geld ver-

fügt, um Massnahmen durchzusetzen. «Solange alles auf Freiwilligkeit basiert», klagt Erika Ziltener, «geschieht immer erst etwas, wenn ein Vorfall in die Medien kommt.»

Wo bleibt das Ranking der Spitäler?

Dabei hat das Schweizer Volk einer nationalen Strategie im Gesundheitswesen schon lange zugestimmt. Mit Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes im Jahre 1996 wurde der Bund verpflichtet, die Qualität in den Spitälern zu überprüfen. Geschehen ist jedoch lange wenig. Erst jetzt hat der Bund das Heft in die Hand genommen und im April eine Pilotstudie mit den Qualitätsindikatoren der Akutspitäler der Schweiz veröffentlicht. In der Pilotstudie wurden die Gesamtsterberaten und die Fallzahlen für dreissig genau definierte Krankheitsgruppen erhoben, die über alle Spitäler hinweg mehr oder weniger vergleichbar sind. Die Studie zeigte, dass zwischen den Spitälern je nach Behandlung grosse Unterschiede bestehen. Allerdings ist selbst unter Fachleuten umstritten, wie aussagekräftig zum Beispiel die Gesamtsterberate in Bezug auf die Patientensicherheit ist. Die heftige Kritik des Spitalverbandes H+ liess denn auch nicht lange auf sich warten. In einem offenen Brief bemängelte H+ die methodische Qualität der Liste und warf dem Bundesamt für Gesundheit (BAG) vor, Äpfel mit Birnen zu vergleichen.

Peter Indra, Vizedirektor beim BAG und zuständig für alle Belange der Krankenversicherungen, hat die Kritik nicht überrascht. Er betont jedoch, dass es sich dabei nicht um eine fundamentale Opposition handelt. Die meisten Reaktionen betrafen methodische Fragen. Darauf will das BAG reagieren. «Die Publikation wird nun verfeinert und ausgebaut», erklärt Indra. In Zukunft wird jährlich eine solche Liste veröffentlicht. Im Sommer möchte das BAG dem Bundesrat den Entwurf einer nationalen Qualitätsstrategie vorlegen, die auch die Einrichtung einer zentralen Komplikationsdatenbank und die Belohnung besonderer Qualitätsanstrengungen beinhaltet.

Für die Präsidentin der Patientenstellen, Ziltener, ist es höchste Zeit, dass etwas geschieht. «Das Nachsehen haben Patienten.» Denen gehe es aber in erster Linie gar nicht darum, fehlerhafte Ärzte oder zaudernde Spitaldirektoren zu bestrafen. «Wer betroffen ist, möchte wissen, ob das Spital aus den Fehlern lernt und künftige Patienten geschützt sind», sagt Ziltener. Dass die tödliche Verwechslung der Bluttransfusion im Regionalspital Langenthal just in dem Moment passierte, als Mitarbeiter in einer Weiterbildung über vermeidbare Zwischenfälle diskutierten, darf einfach nicht wieder vorkommen.

* Namen geändert.



AB CHF **33.-** *
Im Verkauf vom
8. bis 21. Juni

Diesen Sommer
günstig Pariser
Luft schnuppern.

© Getty Images, Gary Holzhauser

TGV Lyria
Reisen in Harmonie

www.tgv-lyria.com

* Verkaufsangebot gültig vom 8. bis 21. Juni 2009 für Reisen zwischen dem 8. Juli und 31. August 2009. Preise ab CHF 33.-, für eine einfache Fahrt in der 2. Klasse. Ab Basel, Bern, Genf, Lausanne, Neuenburg, Vallorbe, Zürich mit Reiseziel Paris und umgekehrt. Der Kauf muss bis mindestens 30 Tage vor Abfahrt getätigt werden. Angegebener Tarif gültig im Rahmen der verfügbaren Sitzplätze, kein Umtausch und keine Rückerstattung.

TGV Lyria, Mitglied von **Railteam**

Walpens letzte Tricks

Der Generaldirektor der SRG verliert an Rückhalt. Um weitere Kritik an seiner Person zu vermeiden, verschweigt er eine geplante Gebührenerhöhung und die angestrebte, heftig umstrittene Werbung auf SRG-Websites. Armin Walpens Wiederwahl wird immer unwahrscheinlicher. *Von Andreas Kunz*

Nach dreizehn Jahren Herrschaft über das staatliche Medienmonopol SRG kann es sich Armin Walpen nicht einmal mehr leisten, öffentlich eine Forderung zu stellen. Vor zwei Wochen sagte er der NZZ: «Die SRG wird keine Gebührenerhöhung verlangen oder beantragen.» Er werde höchstens eine «Finanzbedarfsmeldung» machen. Entscheiden werde der Bundesrat.

Tatsache ist: Generaldirektor Walpen will die Radio- und TV-Gebühren um fünf Prozent erhöhen. So steht es im Finanzierungsplan, den er am 22. Juni in den SRG-Verwaltungsrat bringen wird. Ohne Gebührenerhöhung, droht Walpen darin, müsse beim Programm und Personal gespart werden.

Früher noch, als Walpen wie ein Fürst über Radio und Fernsehen waltete, stand er einfach hin und verlangte Geld. Heute aber, nachdem sein Führungsverhalten wochenlang in der Kritik stand, ist er derart angeschlagen, dass er den Medien eine weitere Gebührenerhöhung lieber verschweigt. Es könnte zur Eskalation führen. In den SRG-Gremien herrscht schon jetzt Unruhe. Eine Verlängerung seines Vertrags um weitere zwei Jahre wäre selbst für ihn, den versierten Machtpolitiker, kaum mehr zu bewerkstelligen.

Er habe den Entscheid um seine Zukunft bereits getroffen und werde ihn «zum gegebenen Zeitpunkt» verkünden, sagte Walpen der NZZ. Wie aus dem Umfeld des SRG-Verwaltungsrats zu entnehmen ist, deuten alle Zeichen darauf hin, dass er seinen Vertrag verlängern will. Walpen sehe sich nicht als Verursacher und Personifizierung der Probleme, sondern als deren Lösung, heisst es. Dabei hat er die Abgänge von Radiodirektor Walter Rüegg und TV-Direktorin Ingrid Deltenre persönlich zu verantworten. Und es war sein Führungsverhalten, welches das «Konvergenzprojekt», mit dem er Radio und Fernsehen zusammenführen wollte, zum Stillstand brachte.

Aufstand von allen Seiten

Walpens Rückhalt in der SRG schwindet. Der Oberwalliser, dem ein bisweilen rüder Umgangston nachgesagt wird, verliert seine letzten Verbündeten. Immer seltener reden die Verwaltungs- und Regionalräte der SRG nach seinem Mund, zunehmend stösst er auf Kritik und Distanz, ja auf offene Ablehnung. Walpen denkt: Ohne mich kann das System SRG nicht funktionieren. Seine Kritiker sagen: Mit einer schwachen Führungsfigur sind die Probleme



System SRG: Service-public-Verfechter Walpen.

nicht zu lösen. In der SRG ist alles auf den Generaldirektor ausgerichtet. Zwar werden ständig Mandate vergeben, Arbeitsgruppen eingesetzt, Berichte verfasst, Steuerungsgremien beauftragt, Entscheidungsanträge vorbereitet oder Diskussionen in der Geschäftsleitung geführt – am Ende aber, und das war meistens von Anfang an klar, gewann der «Plan Walpen». Das hiess bei dringenden Reformprojekten: Die Entscheidung wird vertagt.

Im Bundesrat, der die SRG kontrollieren sollte, soll sein Einfluss kleiner denn je sein. Das allerdings ist für Walpen das kleinste Problem. Auf jegliche Anfrage verfassen seine Adlaten seitenlange Berichte, deren Qualität und Ausführlichkeit die Berner Beamten beeindruckt. Am Ende landen die Papiere in den bundesrätlichen Akten – und die Originale irgendwo verstaubt in einer Schublade der SRG. Ebenso mit Berichten und Diagrammen eingedeckt wurde die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK), die sich vor drei Jahren der SRG annahm. Kein Wunder, erteilte die EFK der SRG Bestnoten. Seither hat Medienminister Moritz Leuenberger, der mit Walpen seit Jahren verkracht ist (und dem Vernehmen nach stets desinteressiert und schlecht vorbereitet an den Sitzungen erscheint), seine Entschuldigung, nicht einzugreifen.

Bleiben noch die zahlreichen Verwaltungs- und Regionalräte, zusammengesetzt aus Milizmanagern, die in erster Linie ihre eigenen Interessen vertreten und zweitens von ihrer Funktion oft mindestens so beeindruckt sind wie von Walpens Papiertigern. Einzig der ehemalige Postchef Ulrich Gygi und der Berner alt Ständerat Hans Lauri hätten genügend Einfluss und Managementenerfahrung, um Walpen entgegenzutreten; allerdings sind beide von ihren übrigen Mandaten derart absorbiert, dass sich der Generaldirektor bisher nicht vor allzu starker Gegenwehr fürchten musste.

Konfrontiert mit den Recherchen der *Weltwoche*, sagt Walpens Kommunikationschef Max Gurtner: «Zu anonymen Vorwürfe will sich Herr Walpen nicht äussern.» Gurtner selber kann nachvollziehen, dass in der SRG zurzeit nicht das beste Klima herrschen soll. Es sei klar, dass bei Grossprojekten, die Tausende Mitarbeiter betreffen, gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten Spannungen auftreten würden. Zur geplanten Gebührenerhöhung sagt Gurtner: «Der Verwaltungsrat der SRG SSR wird auf Antrag der Geschäftsleitung entsprechende Beschlüsse fassen, die nach seinem Entscheid kommuniziert werden.»

Walpens Trumpf war immer, dass im System SRG niemand Verantwortung übernehmen muss. Läuft etwas schief, ist niemand schuld. Es gibt keine Aktionäre, die der Geschäftsleitung und dem Verwaltungsrat auf die Finger schauen. Die Strukturen innerhalb der SRG sind betongefestigt, der finanzielle Leidensdruck ist klein. Über siebzig Prozent des 1,6-

Milliarden-Budgets stammen aus Zwangsgebühren. Schreibt die SRG wie im vergangenen Jahr ein Defizit von 79 Millionen Franken, kann Walpen einfach erneut eine Gebührenerhöhung beantragen.

Ein bisschen «sparen» will er zwar schon, wie er im Brief an die Verwaltungsräte schreibt. Von einem seriösen Kostenmanagement sind die Vorschläge allerdings weit entfernt. Das würde nicht zu Walpens Ära passen. In seiner Amtszeit hat er den SRG-Apparat auf acht Fernseh- und achtzehn Radioprogramme ausgebaut, und es gibt «ergänzende Websites» in neun Sprachen. Unter Walpen entstanden SF zwei, SF Info, HD Suisse, DRS 4, Virus und die Musikwelle.

Immer neue Geldquellen

Im Ausbau begriffen sind momentan die SRG-Websites, die von reinen Hintergrund- und Archivzentralen zu eigenständigen News-Portalen umfunktioniert werden sollen. Das Problem: Für den Online-Markt kann die SRG keine Gebühren verlangen. Wie Recherchen der *Weltwoche* ergaben, will nun das Bundesamt

Walpen bereitet das Terrain vor, um sich für zwei weitere Jahre als Generaldirektor wählen zu lassen.

für Kommunikation (Bakom) diesen Juli eine Anhörung über die revidierte Radio- und Fernsehverordnung durchführen, die es der SRG erlauben würde, ihre Websites für kommerzielle Zwecke zu nutzen. Das Bakom bestätigt die Absicht, will sich zum genauen Inhalt aber nicht äussern. Laut einer vertraulichen Studie der Beratungsfirma Konvermedia soll für die SRG damit bis 2012 ein Gewinn von bis zu 9,5 Millionen Franken jährlich herauspringen.

Der staatliche Monopolist SRG ist auf der Suche nach Geld, das dringend benötigt wird, um den selbst definierten Ansprüchen zu genügen. Eine grundlegende Diskussion über Rolle und Daseinsberechtigung des öffentlich-rechtlichen Betriebs wird nicht geführt. Wo steht die SRG in fünf, zehn Jahren, wenn die gegenwärtige Medienrevolution weiter anhält? Soll sie noch grösser und teurer werden und die privaten Unternehmen bedrängen? Oder wäre es sinnvoller, sich auf die eigenen Stärken mit einem qualitativ hochstehenden Service public zurückzubedenken?

«Wir haben einen Leistungsauftrag und benötigen dafür Geld», heisst Walpens Antwort. Nur war er es, der diesen Leistungsauftrag derart aufgebläht hatte, dass das Geld immer knapper wurde. Statt im Backoffice zu sparen, das laut EFK-Bericht jährlich 150 Millionen Franken verschlingt, droht Walpen erneut mit einer Gebührenerhöhung – oder einem Programmabbau. Dabei hat beispielsweise jede der sieben Unternehmenseinheiten immer noch

ein eigenes, teures IT-System. Die Entscheidung über einen Zusammenschluss wurde mehrfach vertagt. So eisern Walpen im persönlichen Umgang sein kann, so führungsschwach ist er bei Entscheiden, die eine wirkliche Modernisierung der SRG bedeuten würden.

Das Fiasko des Direktors

Ein Beispiel ist die SF-Direktorin Ingrid Deltenre. Stolz hievte er sie 2003 ins Amt – um prompt festzustellen, dass Deltenre nicht die willige Befehlsempfängerin war, die er sich wohl gewünscht hatte. Dem Vernehmen nach habe sie an den Sitzungen der Geschäftsleitung regelmässig gegen Walpens Pläne opponiert; direkt, ehrlich und bestimmt ihre Meinung gesagt. Das war sich der Generaldirektor nicht gewohnt. Doch statt auf die Diskussion einzugehen, soll Walpen gegenüber der Partnerin des einflussreichen PR-Profis Sacha Wigdorovits stets eine ungewöhnliche Beisshemmung gezeigt haben. Auch beim Konvergenzprojekt wollte Deltenre angeblich viel weiter gehen und zwischen Radio und Fernsehen Synergien schaffen, die Millionen Franken einsparen würden. Doch Walpen blockierte und bestand auf seinem Plan, der nun zum Debakel geriet. Erst liess er unter Druck und viel zu spät seinen Stellvertreter Daniel Eckmann in den Weihnachtsferien einen hundertseitigen Konvergenzbericht anfertigen. Dann verheizte er Deltenre, indem er sie in einer Nacht-und-Nebel-Aktion ohne öffentliche Ausschreibung bereits am 19. März zur Superdirektorin machen wollte. Eine Aktion, die sorgfältig geplant war, die er aber im NZZ-Interview trotzdem weiterhin abstreitet.

Jetzt ist Deltenre weg. Enttäuscht von der SRG-Führung, wechselte sie zur European Broadcasting Union. Und Armin Walpen, der für das Konvergenzfiasko bisher keinerlei Verantwortung übernommen hat, bereitet offenbar das Terrain vor, um sich für zwei weitere Jahre als Generaldirektor wählen zu lassen. Am 2. November 2010 wird er 62 Jahre alt und erreicht damit das SRG-Rentenalter. Zwei weitere Jahre wären möglich. Spätestens im kommenden Herbst, ein Jahr vorher, müsste er Klarheit schaffen.

Dem Vernehmen nach leidet Walpen unter der Kritik, die ständigen Indiskretionen zu seinen Geheimplänen würden die morgendliche Zeitungslektüre zur Qual machen. Offensichtlich will er weiterkämpfen, er kann nicht loslassen. An den öffentlichen Anlässen sieht man, wie sehr er seine Privilegien als Generaldirektor schätzt: die Konferenzen in den Luxushotels, die Galas, Diners und den Audi mit Chauffeur, mit dem er sich stets ganz nach vorne ins Rampenlicht auf den roten Teppich fahren lässt. In Zukunft könnte er sich in die «Casa Walpen» zurückziehen, seinen Zweitwohnsitz im Walliser Dorf Blatten. Zweifellos wäre es ein schwacher Abgang, aber Gründe dafür gäbe es viele. ○

Kreditklemme gibt es nicht

Die Banken bleiben auf ihrer Liquidität sitzen, statt der serbelnden Wirtschaft grosszügig Kredite zu gewähren. Vom Kleinunternehmer bis zum Manager der Grossfirma erschallt dieses Klagelied. Die Sache ist jedoch komplexer. Eine kleine Schrift zur Aufklärung. Von Silvio Borner und Paul Hoppe (Illustration)



Von Finanzhaien erbarmungslos zugedrehter Kredithahn: dramatische Darstellung ohne Bezug zur Realität.

Dem politischen Ökonomen fällt immer wieder auf, wie in der Wirtschaftspolitik ideologisch, emotional oder interessenpolitisch aufgeladene Begriffe die Diskussion beherrschen und das analytische Denken verdrängen. Zu nennen wären im Finanzbereich beispielsweise Begriffe wie «Abzocker», «Heuschrecken» oder eben jetzt neuerdings «Kreditklemme», auf Englisch *credit crunch*, das Wort, das durch die Finanz- und Wirtschaftskrise zu einem geflügelten wurde.

Man wird unweigerlich an das Bild des Komikers Charlie Chaplin erinnert, wie er hilflos eingeklemmt im kolossalen Räderwerk des Maschinenzeitalters zappelt. Analog dazu sind offenbar die hilflos ausgelieferten Industrie- und Gewerbebetriebe zwischen den Zähnen der gierigen Finanzhaie «eingeklemmt». Zuerst stürzen diese die sogenannte reale Wirtschaft in die Krise, und dann drehen sie erbar-

mungslos den Kredithahn zu. Diese Darstellung mag dramatisch wirken, mit der Realität hat sie aber wenig bis gar nichts zu tun. Eine kleine Aufklärung in acht Schritten.

1 — Was bedeutet eigentlich eine Kreditklemme?

Diese entsteht immer dann, wenn die Zentralbank durch eine restriktive Geldpolitik dem System Liquidität entzieht und so den Interbankenmarkt anspannt, um die Kreditvergabe der Banken an die Wirtschaft zu erschweren. Diese Politik wird zur Abkühlung einer inflatorischen Überhitzung mit überbordender Kreditnachfrage eingesetzt. Begleitet wird dies von steigenden Zinsen, welche die überschäumende Investitionstätigkeit bremsen sollen. Davon ist heute nichts zu sehen. Im Gegenteil: Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat das Bankensystem mit Liquidität ge-

radezu überschwemmt, und die kurzfristigen Zinsen kleben knapp über der Null-Schwelle. In kurzer Zeit hat die Basisgeldmenge um 100 Prozent zugenommen – ein waghalsiges Experiment ohne historische Parallele. Die Zahlen über die Kredittätigkeit der SNB geben erwartungsgemäss keinerlei Hinweise auf abgeklemmte Kredite. Im Gegenteil fürchte ich, dass der Immobilienmarkt in der Schweiz vor einer neuen Blase steht, weil die zu niedrigen Zinsen zu Fehlinvestitionen mit prekärer Finanzierung verleiten.

2 — Das Kreditvolumen kann auch ohne Kreditklemme abnehmen

Einige Banken, vor allem die UBS, hatten nicht nur ein Liquiditäts-, sondern überdies ein ausgewachsenes Solvenzproblem. Der Staat und die SNB mussten ihr unter die Arme greifen und sechs Milliarden Kapital einschiessen und

für knapp fünfzig Milliarden toxische Papiere übernehmen. Die SNB hat ihre Rolle als *lender of last resort* alles andere als zögerlich erfüllt. Für den Insolvenzfall ist nicht sie, sondern der Bund zuständig. Die Einrichtung einer Pflegestation bei der SNB für die kranken UBS-Assets ist ein gefährlicher Präzedenzfall für die Infragestellung der Unabhängigkeit der SNB. Die Lage war jedoch zeitweise extrem bedrohlich. Das steigende Gegenparti-Risiko liess den Interbankenmarkt von einem Tag auf den anderen praktisch zusammenbrechen. Dank der schnellen und grosszügigen Staatsintervention sind wir diesbezüglich über dem Berg. Die UBS und allenfalls andere systemrelevante Banken wurden nicht gerettet wegen der Arbeitsplätze oder der Konkursvermeidung per se, sondern um einen Totalkollaps des Finanzsystems zu vermeiden. Die Banken müssen jetzt aber ihre Bilanzen wieder in Ordnung bringen. Das heisst, sie müssen sich rekapitalisieren und im Wert gesunkene Assets und im Risiko gestiegene Kredite entsprechend im Wert berichtigen. Das ist schmerzhaft für sie selber, leider aber auch für die Kreditnehmer, deren Sicherheiten an Wert verloren haben oder deren Ausfallrisiko durch die Rezession gestiegen ist. Wertberichtigungen und Abschreiber in diesen Grössenordnungen im Finanzsystem haben notwendigerweise schwerwiegende reale Folgen, die man mit staatlichen Interventionen verschleiern oder verschieben, aber nicht wirklich verdauen kann. Die Krise ist leider auch immer wieder die Stunde der Wahrheit für diejenigen, die sich überschätzt und überschuldet haben. Was im Boom nach oben übergeschossen ist, muss nach unten korrigiert werden.

3—Die Überwindung einer Wirtschaftskrise erfordert Strukturanpassungen

Wenn der schweizerische Bankensektor oder der amerikanische Immobiliensektor aufgebläht waren, müssen sie sich eben geschrumpfen. Bei den Hypotheken bedeutet dies für die USA, dass bei sinkenden Häuserpreisen und steigenden Konkursen natürlich weniger Hypothekarkredite vergeben werden können. Und bei schrumpfender Exportnachfrage bedeutet es auch bei uns einen beschleunigten Strukturwandel mit steigenden Ausfallrisiken. Bei gestützten Investitionsprojekten geht auch die Kreditnachfrage zurück. Die Krise legt schonungslos Überkapazitäten, Fehlinvestitionen oder Finanzakrobatik offen. Klar zu sehen ist dies bei der Autoindustrie: Es trifft die, welche schon lange Strukturprobleme haben.

4—Konjunkturprogramme sind nur in begrenztem Mass sinnvoll

Automatische Stabilisatoren wie Arbeitslosenversicherung und Kurzarbeit geben der Wirtschaft mehr Zeit für die unvermeidliche Anpassung von Kapazitäten und Strukturen. Konjunkturprogramme vermitteln zusätz-

liche Impulse, tragen aber den Keim der Strukturzerhaltung oder Fehlinvestition in sich. Sie nützen der Exportindustrie zudem wenig bis gar nichts. Das Wichtigste, die Höherbewertung des Frankens zu stoppen, ist von der SNB diskret und professionell erreicht worden. Die steigende öffentliche Verschuldung und die tendenzielle Strukturzerhaltung sind demgegenüber Bremsklötze für das produktivi-

Die Krise legt Überkapazitäten, Fehlinvestitionen oder Finanzakrobatik offen.

tätsgetragene Wachstum der Zukunft. Wenn der Aufschwung wiederkommt, stehen jene Länder am besten da, die ihre Staatsverschuldung und Strukturzerhaltung in engen Grenzen halten konnten. Deutschland würde ich nicht dazuzählen. Für die USA bin ich ziemlich optimistisch, weil Chrysler und GM wohl auch Staatsgeld erhalten haben, aber um den Konkurs nicht herumkamen.

5—Eine staatliche Kreditlenkung wäre verheerend

Industrie und Gewerbebetriebe müssen Zugang zum Anleihen- und Kreditmarkt haben. Man kann aber nicht gleichzeitig darüber klagen, wir seien *overbanked*, und gleichzeitig behaupten, das Kreditangebot sei am Versiegen. Jede Krise beginnt mit einer euphorischen Investitionsphase, geschmiert durch eine Lockerung der Kreditbedingungen und eine übermässige Verschuldung der Kreditnehmer. Es ist geradezu paradox, dass, bevor die Banken diese Lektion wirklich gelernt haben, der Staat sie dazu zwingen soll, schon wieder übermässige Risiken einzugehen und so den Grundstein für eine neue Finanzkrise zu legen. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die Immobilienblase in den USA durch die staatlich verordnete Lockerung der Kreditbedingungen für schlechte Risiken angestossen und getrieben wurde. Die Zinsen sind momentan schon gefährlich niedrig, und eine von einer Schrumpfung bedrohte Bankenbranche wird alles daransetzen, vertretbare Kreditbegehren zu erfüllen. Hier spielt die Konkurrenz in ihrer ganzen Härte. So mag es sehr wohl vorkommen, dass die durch Abschreibungen und Abflüsse besonders gebeutelte Bank A einen für sie zu riskanten Kredit verweigert. Aber die in Liquidität schwimmende Bank B oder C wird ihn gerne geben, weil sie risikofähiger ist. Staatliche Kredithilfe wäre somit gleichbedeutend mit staatlicher Investitionslenkung. Und diese trifft die freie Marktwirtschaft ins Mark.

6—Vorübergehende Interventionen des Staats existieren nicht

Schon der Name «Übergangsfonds» ist verräterisch. Staatliche Überbrückungskredite wer-

den früher oder später zu Staatskrücken für die Ewigkeit. Diese werden gesamtwirtschaftlich umso teurer werden, je länger und tiefer die gestützten Strukturen von Firmen oder Branchen in falsche Richtungen laufen.

7—Das Finanzsystem wurde gerettet, um die Effizienz der Märkte zu sichern

Um dieses Ziel zu erreichen, muss man wohl oder übel Banken, die *too big to fail* sind, retten, obwohl diese selber furchtbare Strategie- und Managementfehler begangen haben. Die Rettung der Banken ist unpopulär und politisch wenig attraktiv, weil es für die Systemstabilität keine Lobbys gibt und die Boni-Raffer weniger sympathisch sind als beispielsweise Subventions-Raffer in der Landwirtschaft. Bei den Ankurbelungsprogrammen und erst recht bei der Kreditlenkung ist dies leider ganz anders. Wer Steuergelder austeilern kann, gewinnt Freunde und Supporter. Für die Systemstabilität des Finanzsektors wird aus diesen politischen Gründen eher zu wenig gemacht, für die Rettung von Industrie- und Gewerbebetrieben eher zu viel. Der Untergang von GM oder Opel wäre nicht systemrelevant gewesen, obwohl viele Arbeitnehmer ihren Job und viele Zulieferer ihren Hauptabnehmer verloren hätten. Die Frage muss aber erlaubt sein, wie die grosszügigen Privilegien der *auto workers* sozial oder politisch legitimiert werden können. Oder ob ein Zulieferer nicht die Aufgabe gehabt hätte, seine Abnehmer zu diversifizieren. Auf alle Fälle wäre selbst bei einem Totaluntergang von GM niemand in eine «Autoklemme» gekommen, weil es auch ohne GM oder Opel ein ausreichendes und preiswertes Angebot gäbe. Die Überkapazitäten wären sogar schneller abgebaut worden.

8—Die Lösung einer allfälligen Kreditklemme

Im schweizerischen Bankensektor haben wir eine Tendenz zur Überkapazität. Die Liquidität im Interbankenmarkt ist hoch, und das gegenseitige Vertrauen wächst wieder. Aufgrund der gemachten schmerzlichen Erfahrungen müssen die Banken aber auch vorsichtiger und selektiver bleiben, wenn sie neue Debakel in der Zukunft vermeiden wollen. Unter Konkurrenzbedingungen sind abgelehnte Kredite im Regelfall aus guten Gründen nicht gesprochen worden. Und wie gesagt: Die Grossbanken sind bestrebt, ihre industriell-gewerbliche Klientel wieder besser zu betreuen und zu versorgen, die Kantonalbanken oder die Raiffeisen wissen kaum, wie sie die grossen Mittelzuflüsse anlegen sollen, und regionale Institute sind sowieso auf ihre lokalen Kunden angewiesen. Eine neue staatliche Postbank brauchen wir in der Schweiz ebenso wenig wie staatliche Kreditlenkung – von welchem Absender und in welcher Verpackung sie auch daherkommen mag. ○

Alchemisten-Kunst

Die Grosswetterlage ist düster, doch die 40. Art Basel meldet einen Besucherrekord. Das Signal täuscht: Der Erfolg der international wichtigsten Kunstmesse ist nicht nur der Kunst zu verdanken, sondern perfektem Marketing sowie steuerlichen und rechtlichen Standortvorteilen. *Von Daniele Muscionico*

Die Kunstkarawane und Net-Jet-Gäste ziehen weiter – und am Ort der letzten Party beginnt man, die leeren Magnum-Flaschen wegzuräumen. Und sich gegenseitig auf die Schultern zu klopfen. Die Art hat ihre Tore geschlossen, Basel atmet auf. Doch dieses Mal, zum 40. Geburtstag der Messe, seufzen auch die Hauptakteure erleichtert, die Galeristen, Trendbarometer des internationalen Kunstmarkts. Sie haben erreicht, dass mehr als 2300 Journalisten aus aller Welt das Ereignis in reinem Durbesingen: Den Kunstmarkt zausen zwar eisige Böen, doch über Basel soll der Himmel wolkenlos sein. Und Freude darf herrschen. Der Jubiläumsjahrgang schloss mit einem Rekord von 61 000 Besuchern.

Die Zahl ist keine Falschmeldung, durchaus nicht. In Basel wird nach den Regeln des Spiels gespielt, mit schweizerischer Präzision. Und deshalb gilt: Klappern gehört zum Geschäft. Fest steht allerdings auch, man beherrscht am Rhein seit vierzig Jahren nicht nur das Klappern meisterlich, sondern auch die Kunst des Goldmachens. Die Art hat im Laufe der Jahre ein cleveres System von Privilegien entwickelt, das Galeristen wie Sammlern die Gewissheit gibt, hier das richtige Ticket gelöst zu haben. Man tut Gutes, um sich Gutes zu tun. Förderstände, Kunst im öffentlichen Raum, kuratierete Spezialsektoren – an der Art Basel kommt auch im Jahr vierzig keiner vorbei.

Basler Wunder im Quadrat

Doch das Erfolgsgeheimnis der Messe war nie nur ihr Angebot, ausgesucht aus dem Besten des Besten. Die Beschränkung der Teilnehmerzahl; die Qualitätskontrolle der Exponate; die gestrengen Kriterien einer internationalen Jury aus renommierten Galeristen, die über die Zulassungsberechtigung der Händler entscheidet. Die Erfolgsgeschichte der Schau beruht zu einem wesentlichen Teil auf einer Formel ganz anderer Art. Sie heisst, auf eine arithmetische Kurzform gebracht: Diskretion plus Standortvorteil gleich ein Basler Wunder im Quadrat.

Diskretion, dafür ist man am Rheinknie hinlänglich bekannt. Aber Standortvorteil? Mentalitätsvorteil wäre vielleicht treffender, zumal, was die Anfänge betrifft: Basel nämlich kann für sich beanspruchen, die Kunst vom Mythos des Elitären befreit zu haben. Die Art, gegründet von den Galeristen Ernst Beyeler, Trudl Bruckner und Balz Hilt – und, oft vergessen, von Emil Bammatter, einem damaligen



Basar für Wunderheiler und Wundergläubige: Art Basel.

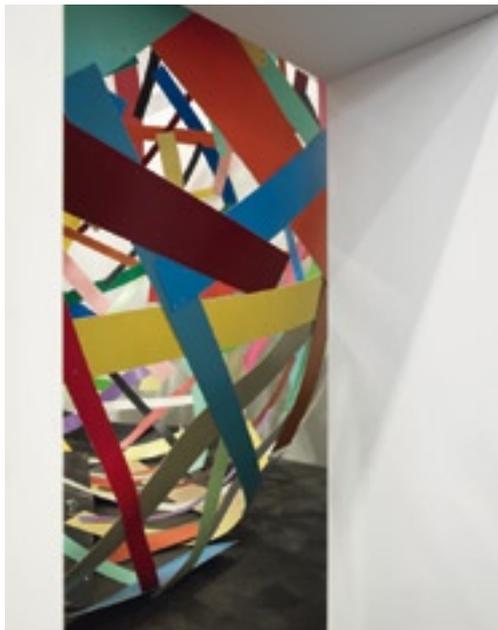
Exponenten der Schweizer Mustermesse –, war die erste Messe der Welt, die die Schamlosigkeit besass, Kunst wie eine Ware zu behandeln. Neunzig Händler zeigten 1970, im Jahr einer neuen Zeitrechnung für den Kunstmarkt, ihre Schätze in einer Halle der Mustermesse – mit derselben pragmatischen Ambition wie andere Näh- und Waschmaschinen. Ein Sakrileg mit Folgen: Die Veranstalter in Düsseldorf und der nur drei Jahre älteren heutigen Art Cologne, standesgemäss in einem gotischen Festsaal einquartiert, riefen zum Boykott auf. Doch Basel blieb unbeeindruckt, und ihr erster und wichtigster Trumpf war zukunftsweisend. Die Messe am Rhein war, im Unterschied zu ihren Vorreitern, von Beginn an international ausgerichtet.

Der zweite Trumpf ist tatsächlich ein Standortvorteil: Es sind die steuerlichen und rechtlichen Gepflogenheiten der Schweiz, die die Art für internationale Kunsthändler attraktiv machen. An erster Stelle steht das fehlende Folgerecht, das Gesetz, das erlaubt, dass der Künstler am Weiterveräußerungserlös seines Werks prozentual beteiligt ist. Das Folgerecht gilt für alle Mitgliedstaaten der EU, und auch in der Schweiz gibt es Bestrebungen, es in der laufenden Teilrevision des Urheberrechtes zu verankern. Bis es so weit ist, macht sein Fehlen die Schweiz für Händler ungemein beliebt; doch noch beliebter, und das bestätigen New Yorker Galeristen ohne falsche Zurückhaltung, ist das Zollfreilager in Basel auf dem Dreispitzareal.

Und die Beliebtheit dieser Einrichtung nahm dieses Jahr sogar noch einmal rasant zu. Viele US-Amerikaner sind gegenwärtig gezwungen, in Europa schnellstmöglich enorme Summen auszugeben. Der Grund: die Ankündigung der Schweiz, das Bankgeheimnis zu lockern. Dabei ist in fraglichen Zirkeln bestbekannt, dass viele US-Galeristen ihre teuersten Meisterwerke in einem der klimatisierten Depots in einem der Zollfreilager der Schweiz lagern. Dort wickeln sie ihre Geschäfte ab, verkaufen sie ihre Bilder – und lagern sie umgehend wieder ein. Eine Wertanlage, die keine allzu grosse Gefahr birgt, auf dem Radar des Fiskus aufzutauchen.

Dass davon auch die 40. Art profitiert hat, ist ein offenes Geheimnis. Das Rheingold ist also zu einem Gutteil hausgemacht. Doch dieses Jahr tun sich hinter dem Alchemistenrezept zum ersten Mal Abgründe auf. Die Tatsache zum Beispiel, dass der Markt für Gegenwartskunst auf den letzten grossen Auktionen um achtzig Prozent eingebrochen ist. Die grossen Verlierer der Finanzkrise sind die Newcomer, die vom Tisch fallen, weil Museen ebenso wie die Mäzene aus Wirtschaft und Industrie ihre Ankaufsbudgets kürzen.

2009 sind es die harten Währungen der Kunstgeschichte, mit denen Geld gemacht wird. An der Art tauchen sie aus den Depots auf, werden ans Licht gezaubert und effektiv



Privilegiert: Beat Zoderers «Flicken-Pavillon».



Effektiv platziert: Naras «Torre de Málaga».



VIPs: «Piggies Stainless Steel» von McCarthy.

platziert. Konjunktur hat die klassische Moderne, Preise zwischen fünf und zehn Millionen US-Dollar sind kein Sündenfall. Die etablierten Global Player zeigen, wie der Hase läuft. Immer nach vorne natürlich: Die Galerie Gmurzynska veredelt eine Wand mit künstlerisch halbseidenen Karl-Lagerfeld-Akten durch einen hochklassigen Hodler. Im Übrigen tapeziert man das schattig gehaltene Kunst-Sanktuarium mit Matisse, Picasso und Miró – ein Kirchenraum für die gottlos Reichen. Bruno Bischofberger pokerte hoch und verlor; er muss seinen achtzig Millionen schweren und elf Meter langen Andy-Warhol-Druck trotz heiss in den Medien vorgekochtem Interesse des russischen Öl-Adeligen Roman Abramowitsch unverkauft nach Zürich zurücktransportieren.

Schweinisches aus Edelstahl

Besser steht es um zwei superbe Gemälde von Francis Bacon in der Galerie Marlborough, Kostenpunkt: eine zweistellige Millionen-summe; sie sind reserviert. Vier erlesene Morandi-Stilleben, eine Murnauer Herbstlandschaft von Kandinsky, sechs Klees, zwei Aquarelle von Cézanne und vier (!) Giacometti-Skulpturen zeigt allein die Galerie Nagy. Gagosian zieht ihre Kunden mit einem Gerhard Richter an wie die Motten das Licht; der Kaufpreis beträgt fünf Millionen Dollar. Zum Picasso an derselben Wand wird keine Preisangabe gemacht: «Only for buyers!», knurrt man der offenkundig finanzschwachen Journalistin entgegen. Auch ihr Interesse an einem toten Vogel («Taxidermy Ostrich» von David Shrigley) eine Ecke weiter bei Stephen Friedman wird mit derselben Antwort quittiert... Shrigleys «Ostrich» ist ein ausgestopfter Strauss, der sich nicht einmal mehr die Mühe gibt, seinen Kopf in den Sand zu stecken, sondern seine Ratlosigkeit vollends kopflos der Welt präsentiert.

Es ist genau dieses Gefühl, mit dem man die Koje bei Hauser & Wirth betritt. Hier sind Schweine aus Edelstahl die VIPs, und was sie Schweinisches tun, ist eine wahrhafte Sauerei. Paul McCarthys Skulptur «Piggies Stainless Steel» kostet 1,5 Millionen US-Dollar und ist offenbar eine derart anlagetechnisch fette Schwarte, dass sie die Galerie sogar zweimal verkauft hat. Alles Ironie oder was? Marc Quinns lebensgrosse Abu-Ghraib-Bronze («Mirage», bei Ropac) ist jedenfalls ironiefrei und genauso frei von jedem Geschmack. Anders der Basler Christoph Büchel (Hauser & Wirth). Von ihm stammt der in seiner Kritik an der Institution Messe schärfste Beitrag der Art. Er verkauft ein Set seiner Wohnungsschlüssel, Zutritt zum Intimsten eines Künstlers. Was Büchel dafür möchte? Ein Sümmchen mit fünf Nullen. Der Kunstmarkt ist ein Basar für Wunderheiler und Wundergläubige. Die Welt wäre ohne ihn ein trostloser Ort. ○

Wie entscheide ich richtig?

Der Wissenschaftsjournalist Jonah Lehrer erkundet den neuesten Stand der Gehirnforschung. Sein Fazit: Philosophen wie Plato und Descartes irrten gewaltig. Vernunft allein hilft bei Entscheidungen nicht weiter. Ohne Gefühle können wir nicht denken. *Von Beatrice Schlag*

Plato verglich das menschliche Gehirn mit einer Kutsche, die von einem gehorsamen weissen und einem störrischen schwarzen Pferd gezogen wird. Das weisse Pferd steht für die mutige, gute Seele, das schwarze für das dunkle, von Gefühlen und Begierden geleitete Triebleben. Der Wagenlenker ist die menschliche Vernunft. Sie hält die Zügel und versucht, den störrischen Rappen im Zaum zu halten. «Mit einer einzigen Metapher», schreibt der Wissenschaftsjournalist Jonah Lehrer in seinem Bestseller «Wie wir entscheiden», «teilte Plato den menschlichen Geist in zwei Sphären auf und sah ihn als zwischen Gefühlen und Vernunft hin- und hergerissen.» Platos Überzeugung: Wenn die Vernunft dominiert, kann der Mensch Herr seiner selbst werden und ein Leben in Glück und Harmonie führen.

Das Bild der Königstugend Vernunft, die den Beherrschten über Emotionen hinwegtrotzt, hielt sich über zwei Jahrtausende, ohne dass ernsthafte Zweifel laut wurden. Descartes beschwor es ebenso wie heutige Ökonomen und Erkenntnispsychologen. Inzwischen kann die Hirnforschung dank Brain-Imaging und Scanning nachweisen, dass die Vorstellung der gefühlsbefreiten Vernunft eine grosse Illusion war. Ohne Gefühle, sagt die Neurowissenschaft heute, sei unsere Vernunft überhaupt nicht zu gebrauchen.

Jonah Lehrer, was passiert in unserem Gehirn, wenn wir eine Entscheidung fällen?

Vereinfacht gesagt, findet in jedem Gehirn ständig ein Tauziehen statt zwischen Gefühlen, Unbewusstem und der Vernunft des präfrontalen Cortex, eines Teils des Stirnhirns. Die verschiedenen Hirnregionen liefern sich einen kontinuierlichen Wettbewerb um unsere Aufmerksamkeit.

Welche Rolle spielt Dopamin, das man bisher meist mit Sex oder Drogen assoziierte?



«Surreales Angebot an Möglichkeiten»: Fotografie von Andreas Gursky «99 Cent» (1999); C-Print

Dopamin ist ein für Entscheidungen absolut unerlässlicher Neurotransmitter, einer der neuronalen Botenstoffe, welche die Nervenzellen im Gehirn miteinander kommunizieren lassen. Es ist eine Art Währung, die dem Gehirn herauszufinden hilft, was ihm was wert ist. Wenn jemand in einem Laden Pull-over ansieht, ist der Pullover, der ihm am besten gefällt, derjenige, der die grösste Ausschüttung von Dopamin erzeugt.

Also doch ein Euphorie-Übermittler?

Dopamin erzeugt nicht nur Freude oder Lust, sondern auch Erkenntnis. Es hilft, das Weltgeschehen einzuschätzen und die Einschätzung im Nachhinein zu beurteilen. Daraus ist ersichtlich, dass Emotionen nicht nur impulsiv sind, wie Plato annahm, sondern ein grundlegender Bestandteil unserer Realitätswahrnehmung und unserer Fähigkeit, diese laufend zu verfeinern. Wenn man Schachmeister oder grosse Athleten unter-

sucht, entdeckt man, dass sie gar nicht so viel denken. Ihr überragendes Können rührt daher, dass sie sich sehr stark auf ihr emotionales Gehirn verlassen. Was sie mit Erfahrung und Übung erzielen, ist eine höhere Dopamin-Ausschüttung.

Warum haben wir über 2000 Jahre lang an Platos Vernunftgedanken festgehalten?

Es hat viel mit Hoffnung zu tun. Es war eine klare Möglichkeit, den Menschen von allen anderen Lebewesen zu unterscheiden. Seit der Antike glaubten die Menschen, der grosse Unterschied zwischen Mensch und Tier sei die menschliche Vernunft. Es wurde ein Klischee, die Universalantwort. Man muss auch sagen, dass es eine elegante Theorie ist.

Was meinen Sie mit elegant?

Platos Metapher vom Wagenlenker war so beliebt, weil sie erstens den vernunftbegabten Menschen über alle anderen Kreaturen stellte. Zweitens erklärte sie gleich-



206 × 336 × 6,2 cm.

zeitig alle menschlichen Fehler, weil der rationale Wagenlenker ja mit dem triebhaften Pferd zu kämpfen hat und seine Vernunft nicht immer die Oberhand behält.

Der Glaube an die Dominanz der Vernunft, die von jedem Geschichtsbuch widerlegt wird, scheint bis heute unausrottbar.

Die moderne Wirtschaft brauchte im 20. Jahrhundert ein einfaches Modell menschlichen Verhaltens. Und das simpelste Modell ist der rational handelnde Mensch. Der Grund, warum auch Erkenntnistheoretiker an den vernunftgeleiteten Menschen glaubten, war das Aufkommen der Computer. Wer davon ausgeht, dass der menschliche Kopf eine rationale Maschine ist, kann das Modell leicht auf den Computer übertragen. Das Wort Computer wurde ja sehr schnell ein Synonym für Kopf. Was die Wissenschaft in die Irre führte, war, dass Computer keine Emotionen haben. Deswegen vernachlässigte die

Forschung jahrzehntlang die Emotionen, die ein elementaren Teil unseres mentalen Lebens sind.

Sie beschreiben einen Menschen, der ein rein rationales Wesen war.

Der Neurologe Antonio Damasio untersuchte 1982 einen Patienten, Elliot, der nach der Entfernung eines Gehirntumors zu ihm kam. Davor war Elliot ein guter Vater und Geschäftsmann gewesen. Sein IQ blieb nach der Operation, bei der auch sein emotionales Gehirn entfernt worden war, derselbe, aber er hatte keine Gefühle mehr. Nach Plato hätte Elliot nun der optimale Entscheidungsträger sein müssen, weil keine Gefühle seine Entscheidungen beeinträchtigten. Das Gegenteil war der Fall. Seine Firma machte bankrott, die Ehe wurde geschieden. Es interessierte ihn nicht. Ausserdem war er pathologisch entscheidungsunfähig geworden.

Wie ist das zu erklären?

Menschen, die keine Empfindungen mehr haben, werden nicht rationaler, sie sind krank. Sie brauchen Stunden, um zwischen einem schwarzen und einem blauen Kugelschreiber zu entscheiden. Sie sind der Beweis dafür, dass Gefühle eine unerlässliche Komponente der Vernunft sind. Wer keine Gefühle hat, ist buchstäblich unfähig, etwas zu entscheiden.

«Deal or No Deal», in 45 Ländern ausgestrahlt, ist eine der erfolgreichsten und irrationalsten TV-Shows der Welt. Ein Kandidat könne, schreibt Lehrer in einem der amüsantesten Kapitel seines Buches, zumindest ab Mitte der Sendung, wenn die Angebote der Bank realistisch werden, ohne Mühe ausrechnen, wann ein Deal vernünftig sei. Er brauche nur den verbleibenden Geldbetrag durch die Summe der verbleibenden Koffer zu teilen: Jedes Bankangebot, dessen Betrag dem nahekomme, sei ein Gewinn. «Aber wenn Deal so gespielt würde, wäre es ein völlig rationales Spiel und ein sehr langweiliges. Niemand will jemandem beim Rechnen zuschauen. Die Show ist nur unterhaltsam, weil die Kandidaten Entscheidungen treffen, die mit Mathematik nichts zu tun haben.»

Wer in die Show geht, hofft auf Geld. Warum benehmen sich die Kandidaten so unsinnig?

Ich warte immer noch darauf, dass einmal jemand einen Taschenrechner mitbringt. Aber die Show zeigt, dass Menschen keine Vernunftmaschinen sind. So sind wir nicht gemacht, ausser wir sind Wirtschaftswissenschaftler. Unsere Entscheidungen basieren auf Abkürzungen und Bauchgefühlen, auch wenn simple Arithmetik gefragt wäre. Ausserdem hat der Mensch eine heftige Abneigung gegen Verluste, selbst wenn jede Rechnung gegen seine Entscheidung spricht.

Auch wenn keine Kameras dabei sind: Wir tun uns mit läppischen Entscheiden oft unsinnig schwer. Spaghetti oder Lasagne? Parkhaus oder kreisen?

Unsere Gehirne sind Entscheidungsmaschinen, ihre Aufgabe ist, uns eine Wahl zwischen Alternativen zu erlauben. Aber es gibt heute ein surreales Angebot an Möglichkeiten. Unser Gehirn ist erstens nicht dafür eingerichtet, mit einer derartigen Vielfalt umzugehen. Zweitens haben wir nicht gelernt, wie wir denken sollen angesichts all der Möglichkeiten.

Wie sollen wir über Dinge nachdenken?

Das hängt davon ab, worüber wir nachdenken. Beim Beispiel Lasagne oder Spaghetti sollte man so wenig wie möglich denken, sondern in sein emotionales Gehirn reinzuhorchen versuchen. Denn die rationalen Gründe zeigen häufig nicht, was man will, sie führen in die Irre. Die Herausforderung für die meisten besteht darin, aufmerksamer

auf Gefühle zu achten. Wir sind so gewohnt, für alles Gründe zu haben, dass wir unsere Vorlieben oft überrennen. Dabei müssen wir sie gar niemandem erklären.

Sie sagen, der präfrontale Cortex sei leider eine eher schwache Hirnregion. Was bedeutet das?

Der präfrontale Cortex kann viele erstaunliche Dinge, er ist unter anderem für abstraktes Denken, Logik und Selbstkontrolle verantwortlich. Aber er kann leider nur maximal sieben Informationen gleichzeitig verarbeiten. Das ist sehr wenig.

Zu wenig?

In Stanford wurde einer Gruppe Studenten, angeblich zur Untersuchung des Langzeitgedächtnisses, eine siebenstellige Zahl genannt, die sie sich merken sollten. Eine andere Gruppe musste sich nur eine zweistellige Zahl merken. Auf dem Weg zum Testlabor bekamen beide Gruppen zwei Desserts zur Auswahl angeboten: schweren Schokoladekuchen oder frischen Fruchtsalat. Es war die Entscheidung, die die Wissenschaftler wirklich interessierte. Von den Studenten mit der siebenstelligen Zahl im Kopf wählten doppelt so viele den Schokoladekuchen wie von der andern Gruppe. Ihr Kopf war derart absorbiert, dass ihre Willenskraft geschrumpft war.

Das ist eine diätorientierte Auslegung.

Sie können es auch anders interpretieren: Sich an eine willkürliche siebenstellige Zahl zu erinnern, ist nicht einfach. Die Studenten fanden, sie gehörten belohnt. Ihr präfrontaler Cortex war müde. Tatsache ist, dass der Cortex mit einem Muskel verglichen werden kann. Wer ihn am Morgen stark belastet, kann ihm am Nachmittag nicht mehr allzu viel zumuten.

Männer nennen Frauen oft irrational, und es ist nie ein Kompliment.

Sie sagen auch, Frauen seien intuitiv und zu emotional. Das kommt einerseits aus dem falschen Glauben, es sei sinnvoll, rational zu sein, andererseits war es ein guter Vorwand, Frauen nicht entscheiden zu lassen. Deswegen sollten Frauen nicht wählen, keine Geschäfte führen, keinen Einfluss haben.

Gibt es wissenschaftliche Beweise, dass das weibliche Gehirn weniger rational ist als das männliche?

Nicht einen einzigen. Ich sage nicht, dass das männliche und das weibliche Gehirn identisch sind. Männer sind mehr ergebnisorientiert, Frauen mehr an sozialen Prozessen interessiert. Aber in Studien über den Umgang mit Geld zeigt sich, dass Frauen deutlich rationaler investieren. Sie neigen nicht zu übersteigertem Selbstbewusstsein und handeln finanziell verantwortlicher.

Wie lernt das Gehirn aus Fehlern?

Dopamin-Neuronen lernen von Fehlersignalen. Wenn das Gehirn eine Annahme



«Passen Sie Ihr Denken an»: Autor Lehrer.

macht, die sich als falsch erweist, was häufig der Fall ist, versuchen sie, den Irrtum zu minimieren. Mit anderen Worten: Man sollte seine Fehler genau anschauen. Wahrscheinlich könnte der Lernprozess von Schülern beschleunigt werden, wenn man Fehler nicht beiseiteschieben, sondern analysieren würde.

Warum schenken Schulen Fehlern so wenig Beachtung?

Wir wollen smarte Kinder, die keine Fehler machen. Dafür loben wir sie. Wir bringen ihnen früh bei, dass Fehler falsch sind. Stattdessen sollten wir sie für ihre Bemühungen loben, nicht für fehlerlose Prüfungen.

«Wir sind so gewohnt, für alles Gründe zu haben, dass wir unsere Vorlieben oft überrennen.»

Wie sehr kann man dem Gedächtnis trauen?

Sehr wenig, meint die sogenannte Rekonsoolidierungstheorie, die im Wesentlichen besagt, dass das Gehirn jedes Mal, wenn eine Erinnerung auftaucht, diese Erinnerung neu schafft und damit auch verändert. Wir dachten lange, das Gehirn sei ein Archiv und man könne Erinnerungen abrufen, wie man eine Akte herauszieht. Aber sich zu erinnern, heißt, die Erinnerung zu verändern.

Der Jom-Kippur-Krieg von 1973 begann am 6. Oktober mit einem ägyptisch-syrischen «Überraschungsangriff» auf Israel, der alles andere als überraschend gewesen wäre, wenn Israel die deutlichen Anzeichen nicht ignoriert hätte: die Truppenaufmärsche an den Grenzen in den Wochen zuvor, die Installation von syrischen Flugabwehrraketen, die ägyptischen

Militärmanöver im Sinai. Die Geheimdienste informierten die Regierung laufend, aber noch an der Sitzung vom 3. Oktober, an der auch die Geheimdienstchefs teilnahmen, herrschte Einigkeit in Golda Meirs Kabinett: Die Araber rasselten nur mit den Säbeln. Sie waren nicht kriegsbereit. Ihre Luftwaffe war viel zu schwach. Es war eine der spektakulärsten Fehleinschätzungen der neueren Kriegsgeschichte. Falsches Sicherheitsdenken, schreibt Lehrer, könne nur vermeiden, wer Meinungen zulasse, die er lieber nicht hören möchte.

Warum blieb Israel trotz bester Geheimdienstinformationen passiv?

Der Jom-Kippur-Krieg zeigt, wie gefährlich es ist, festgefahrene Überzeugungen zu haben. Im Nachhinein scheint es klar, dass der Angriff unmittelbar bevorstand. Nach dem Krieg setzte Israel eine völlig neue Geheimdienststelle ein, die keinerlei Befugnisse hatte. Ihre einzige Aufgabe war, alles in Frage zu stellen, was als gegeben angenommen wurde, um sicherzustellen, dass sich keine Gewissheiten einnisteten.

Ist Präsident Obamas Regierung aus Sicht der Hirnforschung für Entscheidungsfindungen gerüstet?

Obama versteht viel davon, wie gefährlich es ist, in einer Machtposition Entscheidungen zu treffen. Beachtlich an seinem Kabinett ist, wie viele Leute dort sitzen, die vermutlich nicht seiner Meinung sind. Das Versagen der Geheimdienste in der Bush-Regierung bei den irakischen Massenvernichtungswaffen zeigte tragisch, was passiert, wenn jemand Sicherheiten hat, die nicht stimmen. Man übersieht, was man sehen könnte.

Wie können wir besser denken lernen?

Erster Schritt: Lernen Sie Ihre Fehler und Schwächen kennen. Zweiter und wichtigster Schritt: Meta-Kognition. Das Wort tönt kompliziert, aber es meint etwas sehr Einfaches: über das Denken nachdenken. Benutzen Sie das Wissen über die Schwächen und Stärken all dessen, was Sie zu Entscheidungen führt. Die Wissenschaft weiss inzwischen, dass es manchmal wichtig ist zu rationalisieren. Das emotionale Gedächtnis ist in manchen Situationen viel gescheiter. Wie wir denken, sollte also davon abhängig sein, worüber wir nachdenken. Das ist die zentrale Einsicht der Hirnforschung. Meta-Kognition ist das Instrument dafür. Seien Sie flexibel, passen Sie Ihr Denken der Aufgabe an. Wie viel Information ist wichtig? Wie viele Variablen gibt es? Und dann denken Sie je nach Anforderung.

Jonah Lehrer: Wie wir entscheiden. Piper. Fr. 36.90

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassungen zweier Bücher zum Thema «Entscheiden». Kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche

Der weisse Scheich

Warum bloss verschleudert Florentino Pérez, der Präsident von Real Madrid, Hunderte Millionen für Fussballstars? Von Peter Hartmann

Kann dieser Mann, der eine strenge Buchhalterbrille trägt, nicht rechnen? Leidet er an zwanghafter Verschwendungssucht oder sonst einem narzisstischen Persönlichkeitsdefekt? Die Empörung und, Kehrseite, die Resignation waren grenzenlos, als Florentino Pérez, der Sammler leibhaftiger Starbildchen und neue Boss von Real Madrid, die Weltfussballer Kaká von der AC Milan für 65 Millionen Euro und Cristiano Ronaldo von Manchester United für 93 Millionen mitten in der globalen Rezession für sein Ego-Album erworben hatte.

«Die Transfersumme für Ronaldo entspricht dem jährlichen Aufwand für das Königin-Sofia-Museum, den Prado und die spanische Nationalbibliothek», kalkulierte die Zeitung *El Mundo*. Es gilt aber auch die Binsenwahrheit von Johan Cruyff, dem niederländischen Superstar der siebziger Jahre: «Nicht die grossen Spieler kosten viel Geld, sondern die vielen mittelmässigen.» Pérez selber sagte, als er sich wieder um das Präsidentenamt bewarb: «Zahlen sind meine Stärke. Ich bin am besten, wenn ich Kosten analysiere. Glaub mir.»

Pérez ist in frischer Erinnerung geblieben als Schöpfer der «Galaktischen», der Real-Showtruppe nach der Jahrtausendwende mit Luis Figo, Zinedine Zidane, Ronaldo (dem Brasilianer und Namensvorgänger des Portugiesen) und David Beckham. Inspiriert hat ihn die Geschichte der legendären Real-Garde der Di Stefano, Pus-

kas, Amancio und Gento, die von 1956 bis 1960 fünfmal in Serie den europäischen Meistercup gewann. Nostalgiker, die jene Truppe gesehen haben, halten sie für die beste Fussballmannschaft aller Zeiten. Deshalb holte Pérez 2001 Zidane für 71,6 Millionen Euro von Juventus Turin. «Er war der wirtschaftlichste Einkauf überhaupt», sagt er, «dank ihm haben sich die Umsätze des Klubs vervierfacht.» Und mit Beckham, der 35 Millionen kostete, «machte das Merchandising einen Sprung um 137 Prozent». Die beiden Superstars waren selbsttragend.

Fortsetzung der «Beckhamania»

Pérez, 62, nennen sie in Spanien den «Weissen Scheich», obwohl er mit 1,2 Milliarden Euro Privatvermögen längst nicht so reich ist wie die Golf-Emire, wie der Milan-Besitzer Berlusconi, der Kaká verkaufte, um die Klubbilanz zu sanieren, oder der Inter-Mailand-Mäzen Moratti, der schon 1,5 Milliarden Euro verpulverte, oder der russische Oligarch Abramowitsch, der Eigentümer von Chelsea. Die ACS-Gruppe des Unternehmers Pérez baut Flughäfen und Autobahnen, Eisenbahnlinien, Bahnhöfe und ganze Industrieanlagen, produziert Zement, Elektrizitäts- und Telefonkabel. Und weil Infrastrukturprojekte auch in Krisenzeiten vorangetrieben werden, hat ACS im ersten Quartal dieses Jahres den Umsatz gegenüber 2008 um sagenhafte 113 Prozent gesteigert. Im Gesamtjahr

2008 bilanzierte die Holding 25 Milliarden Euro Umsatz und beschäftigte 170 000 ständige Mitarbeiter. Pérez hatte Real im Jahr 2000 saniert, indem er das klubeigene Gelände um das Bernabeu-Stadion für 402 Millionen Euro veräußerte. Hinter den Kulissen setzte sich der damalige Ministerpräsident und Real-Afficionado José María Aznar für die Umwandlung der Trainingsanlagen in Bauland ein.

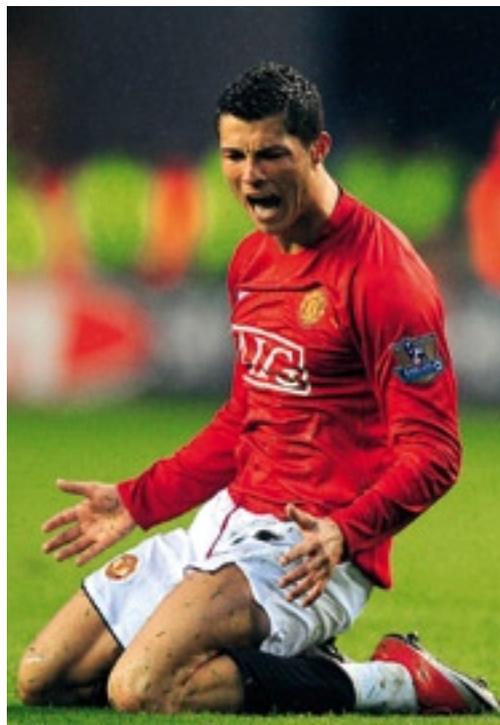
Pérez beging seinen einzigen fatalen Fehler, als er 2003 den väterlichen Trainer-Leitwolf Vicente del Bosque entliess, der mit seinem zerknautschten Äusseren nicht zur galaktischen Model-Besetzung passte. 2006 warf der *presidente* den Bettel hin, nachdem er fünf weitere Trainer verschlissen hatte. Mit Ronaldos Manager Jorge Mendes handelte Pérez jetzt einen – von Ronaldo noch nicht unterschriebenen – Vertrag aus, der 40 Prozent der Einnahmen des Spielers aus der Imagewerbung dem Klub zusichert. Der bisherige Pool der Sponsoren Ronaldos umfasst Nike, Coca-Cola, Banco Espírito Santo, Fuji, Castrol, eine Jeansmarke, das Fremdenverkehrsamt seiner Heimatinsel Madeira und die Playstation Fifa Street 2 – auch deshalb hat der höchste Fussballhüuptling Sepp Blatter, der sonst gelegentlich den «Sklavenhandel» des Systems anprangert, das Rekordgeschäft als «Stärkebeweis für unser Produkt» gelobt. Aber mit 13 Millionen Euro Werbegeldern rangiert er noch weit hinter den 30 Millionen Beckhams und den 28 Millionen von Lionel Messi vom Champions-League-Sieger FC Barcelona.

Nach der weltweiten «Beckhamania» soll Ronaldo zur nächsten Vermarktungskikone des Planeten gehypt werden. Messi ist der leichtfüssig-geniale Peter Pan der Fussballszene, das kleinwüchsige Wunderkind, das in der Pubertät mit Wachstumshormonen auf 1,69 Meter Fast-Normalgrösse gepäppelt wurde. Und Cristiano Ronaldo (Ronaldo, nach Ronald Reagan, den sein Vater bewunderte), der eigentlich Aveiro heisst, entwickelt vergleichsweise die Kraft eines Rennpferdes, obwohl auch er ein Jugendhandicap überwinden musste, eine Arrhythmie des Herzens, die mit Laserstrahl operiert wurde, als er fünfzehn war. Ronaldo ist Zeitgeist: arrogant selbstsicher, rücksichtslos draufgängerisch. Messi ist kreative Schlauheit. Ronaldos unwiderstehliche, provozierende und manchmal unausstehliche Eitelkeit, ein atypischer Gigolo, der hält, was er verspricht (das wollte auch Paris Hilton herausfinden, melden die Gossip-Kanäle).

Bei Real spielt er im Duett mit Kaká, dem bleichen, fast schüchternen evangelischen Brasilianer, der später Prediger werden möchte, und das ist das Fragezeichen hinter der Star-Mobilmachung. Der neue Trainer Manuel Pellegrini muss eine Hackordnung zwischen den beiden festlegen. Vielleicht ist Real, wie manche Experten schon kritisieren, eine Mannschaft ohne Unterleib, ohne solide Abwehr im Rückraum der beiden Zampanos. Der weisse Scheich wird weiter einkaufen. ○



Leibhaftige Starbildchen: Präsident Pérez.



Vermarktungs-Ikone: Cristiano Ronaldo.

Vermächtnis trinkfester Vorfahren

Das Historische Museum Bern zeigt eine grossartige Ausstellung über die Kunst der Kelten. Das Urvolk war meisterhaft in der Metallproduktion und im Töpfern. Vielleicht hat die keltische Kultur die heutige Schweiz stärker geprägt als die römische oder die germanische. *Von Hanspeter Born*

Gleich am Anfang der Ausstellung bietet sich dem Besucher ein faszinierender Anblick: die sorgfältig rekonstruierte Grabkammer eines Keltenfürsten und daneben die hervorragend erhaltenen kostbaren Grabbeilagen. Das in Hochdorf bei Stuttgart vor dreissig Jahren zufällig entdeckte Grab ist ein einmaliger Fund von höchster wissenschaftlicher Bedeutung. Es war unversehrt, das heisst nicht wie die meisten ähnlichen Bestattungsorte von Grabräubern geplündert worden, und konnte unter Einsatz modernster Forschungsmethoden geborgen werden.

Die Entdeckung hat der Keltenforschung neue Impulse gegeben, und bereits besteht ein ansehnlicher Corpus wissenschaftlicher Artikel, die versuchen, aus den Funden gültige Schlussfolgerungen über Wirtschaft, Gesellschaft, Religion und Kunst der immer noch mysteriösen Kelten zu ziehen.

Man muss nicht Althistoriker oder Archäologe sein, um vom Hochdorfer Grab in Bann gezogen zu werden. Auch als Laie kann man beim Anblick der rekonstruierten Grabkammer erahnen, wie unsere Vorfahren vor zweieinhalbtausend Jahren lebten, was sie beschäftigte, worauf sie Wert legten, was sie taten und was sie konnten.

Mächtiger Toter

Der Fantasie und der Spekulation sind keine Grenzen gesetzt, wenn wir die aus dem Grab geborgenen vielfältigen Gegenstände genauer betrachten. Besonders auffallend ist ein riesiger Bronzekessel, der bei den grossen Trinkfesten, die man den Kelten nachsagt, Verwendung fand und der um die 500 Liter fassen konnte. Das gewaltige Gefäss ist allerdings nicht keltisch, sondern griechisch und zeugt vom Handel, den die wohlhabenden Kelten von ihrer mutmasslichen Stammheimat Süddeutschland/Schweizer Mittelland/Ostfrankreich aus mit dem Mittelmeer trieben. Man hat es, gefüllt mit Met (Honigwein), dem erlauchten Verstorbenen – als Wegzehrung? – ins Grab mitgegeben. Der Kessel ist nicht homogen gefertigt, sondern aus Altteilen zusammengesetzt. Zwei der drei dem Kessel später hinzugefügten bronzenen Löwen, die zwischen den Henkeln den Rand des Gefässes verzieren, stammen aus einer griechischen Werkstatt in Unteritalien, wahrscheinlich aus Paestum, und der dritte Löwe ist eine einheimische Nachschöpfung, die einen abgebrochenen griechischen Löwen ersetzte.



Prunkstück: goldener «Helm von Agris» aus der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr.



Mächtiger Toter: Teil des Hochdorfer Grabs.

Dieser dritte Löwe zeigt, wie die Kelten griechische Kunst nicht sklavisch kopierten – wie dies etwa die Römer taten –, sondern sie zu ihrem eigenen, vereinfachenden und für uns modern wirkenden dekorativen Stil uminterpretierten.

Der im Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren verstorbene mächtige Tote, der mit seinen 1,87 Metern seine Gefolgschaft überragte, war fürstlich ausgestattet: Fein gewirkt, aus Gold und mit Gold belegt sind seine Rangabzeichen, Armring, Dolch, Gürtel, Kleiderschliessen, Trinkschale. Sogar die Schuhe sind mit Gold verbrämt. Auffällig auch der aus Birkenrinde gefertigte Hut, der in seiner Form an die traditionelle Kopfbedeckung eines chinesischen Kulis erinnert.

Besser als die Römer

Der vierrädrige hölzerne Wagen, auf dem der Verstorbene ins Grab gefahren wurde, ist vollkommen mit Eisen beschlagen und zeugt vom hohen Stand der keltischen Handwerkskunst. Auf dem 4,5 Meter langen und 1 Meter hohen Wagen liegen ein bronzenes Essservice für neun Personen, Geräte zum Schlachten und Tranchieren von Fleisch und eine komplette Jochanschirring für ein Pferdezwiegespann.

Im Wagenbau waren die Kelten den Römern überlegen. Sie waren Meister in der Produktion von Metallgefässen, entwickelten die Eisenverarbeitung, exportierten ihre gesuchten Waffen und Werkzeuge und führten bei der Keramikherstellung die revolutionäre Töpferscheibe ein.

Beim Anblick der vielfältigen, ästhetisch gefälligen und qualitativ hochstehenden Exponate der Berner Keltenausstellung – Vasen, Armringe, Halsreife, Krüge – stellt man sich unweigerlich die Frage, wie viele der Traditionen, Gewohnheiten, Bräuche, Arbeitsmethoden, Mentalitäten, die sich in der keltischen Bevölkerung über die Jahrhunderte entwickelt hatten, auch heute noch in der Schweiz nachwirken.

Wie stark sind wir von der keltischen Kultur geprägt, wie stark von der römischen, wie stark von der germanischen? Ist es vielleicht das keltische mehr noch als das römische Erbe, das uns Schweizer von den Norddeutschen unterscheidet, das unseren andersartigen Geschmack beispielsweise in kulinarischen, architektonischen oder grafischen Belangen erklärt? Nur so eine Frage.

Die Kelten geben uns immer noch zahlreiche Rätsel auf – was sie spannend macht. Ihre Kunst ist dekorativ. Die mit geometrischen Ornamenten, Tier- und Pflanzenmotiven ausgeschmückten Gegenstände, die wir in Bern bewundern können, dienten praktischen Zwecken. Statuen wie in andern Kulturen finden sich nur wenige. Eine Ausnahme ist der aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert stammende sogenannte Keltenfürst von Glauberg (Hes-

sen). Diese lebensgrosse (1,86 Meter), aus lokalem Sandstein gehauene Statue eines keltischen Herrschers ist gut erhalten – lediglich die Füße sind abgebrochen. Das Auffälligste an der Statue ist, was wir – wenn wir frivol sein wollen – als «Micky-Maus-Ohren» bezeichnen könnten. Bei genauerem Hinsehen handelt es sich dabei um eine Kappe mit

Man stellt sich unweigerlich die Frage, wie viele der Traditionen heute in der Schweiz nachwirken.

blattartigen Aufsätzen. Archäologen deuten sie als übergrosse Mistelblätter, welche für die Kelten anscheinend eine besondere religiöse Bedeutung hatten.

Die dargestellte bärtige Herrscherfigur trägt auf ihrer rechten Seite ein Schwert in einer Scheide, ist von einem ledernen Panzer geschützt und hält in der linken Hand einen Schild. Als Schmuck hat sie eine Halskette, mehrere Armreife und einen Fingerring. Alle an der Statue dargestellten Accessoires inklusive «Micky-Maus-Ohren» wurden auch in einem Grab in der Nähe gefunden, was darauf hindeutet, dass die Skulptur den dort bestatteten Mann verewigt.

Zufallsfund aus Gold

Das Prunkstück der Berner Ausstellung ist der aus der Mitte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts stammende goldene «Helm von Agris», der erstmals das Museum von Angoulême verlässt, wo er seit dem letzten Jahr zu sehen ist. Die Bergung dieses prächtigen Schmuckstückes geht auf einen Zufallsfund von Höhlenforschern zurück, die 1981 die Grotte des Per rats auskundschafteten. Auf einem Erdkegel vor einem Dachsbau entdeckten sie drei mit Gold belegte Metallteilchen, die sie dem Archäologen José Gomez de Soto vorlegten. Dieser erkannte sofort, dass es sich dabei um in keltischem Stil verziertes Goldblech handelte, das vermutlich von einem Helm stammte.

Die folgenden Ausgrabungen in den Jahren 1981 bis 1994 und dann wieder von 2002 bis 2008 erlaubten die fast vollständige Bergung des Helms, eines wahren Meisterwerks keltischer Kunst. Der Helm besteht aus einer eisernen Kalotte, auf der man vier mit Gold überzogene Bronzebänder befestigt hatte. Er ist mit üppigen Ornamenten – Palmetten, Blütenblättern und Rankenwerk – geschmückt. Auffallend ist der mit Gold und Korallen verzierte Wangenschutz, der eine präzise gearbeitete gehörnte Schlange zeigt, deren mythologische Bedeutung bis heute nicht geklärt ist.

Der Helm war kein kriegerischer Schutz und auch keine Grabbeigabe, sondern eine unterirdischen Göttern geweihte Opfergabe. Er war ebenso wie die in der Grotte gefundenen Waffen bewusst zerbrochen worden, was darauf

schliessen lässt, dass die Höhle eine Kultstätte war. Höhlen wurden von den Kelten als Tor zur Unterwelt betrachtet. Gemäss Gomez de Soto deuten Fertigungsart und Stil des Helms darauf hin, dass er in einer Werkstatt der nördlichen Alpen (oder von Kunsthandwerkern, die ihr Metier dort gelernt hatten) geschaffen wurde. Das aussergewöhnlich reine Gold, das verwendet wurde, stammte aus einer der Goldminen des französischen Zentralmassivs. Der Helm ist im Übrigen ein Beweis dafür, dass die keltische Zivilisation, die sich in der Mitte des 4. Jahrhunderts vor Christus bis zur französischen Westküste auszubreiten begann, ein Jahrhundert später dort bereits fest verankert war.

Die Berner Ausstellung zeigt eine Auswahl von 450 Exponaten, die das Kunstschaffen der Kelten von 700 vor bis 700 nach Christus umfassend illustrieren. Die ausgesuchten Spitzenstücke – von der gehörnten «Ponykappe» aus Schottland bis zu dem uns mit grossen Augen anstarrenden Zügelführungsring aus Bulgarien – stammen aus allen von der keltischen Kultur erfassten Gegenden Europas. Jeder dieser faszinierenden Ausstellungsgegenstände hat eine Geschichte zu erzählen oder lädt ein, sich eine Geschichte zu reimen.

Kunst der Kelten. Historisches Museum Bern.
18. Juni bis 18. Oktober 2009

Rolling Stone
"A GRIPPING THRILLER."
It's jolting, juicy stuff made juicier by the actors.
'STATE OF PLAY' KEEPS THE TWISTS COMING."
Peter Travers
RUSSELL CROWE BEN AFFLECK RACHEL MCADAMS HELEN MIRREN
STATE OF PLAY
STAND DER DINGE
JETZT IM KINO
StateOfPlay.ch

Geometrie der Brustrasur

Weibliche Gehirne plagen sich täglich Stunden damit: Darf ich das? Was wirkt am besten? Ist das angesagt? Auch Männer sollten sich ein paar Gedanken darüber machen, wie sie sich präsentieren. Ein Sommer-Knigge. Von Dominique Feusi und Miroslav Barták (Illustrationen)

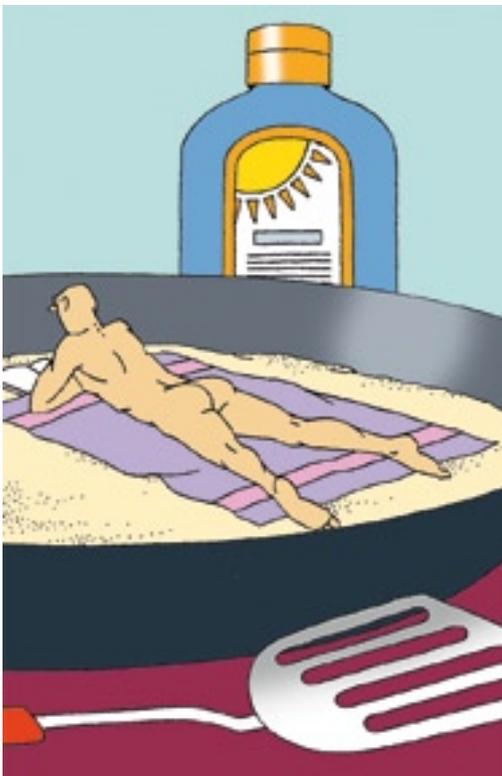
Sonnencreme

«Ich bin eben der dunkle Typ, wir brauchen das nicht!»

Das Wichtigste zuerst, viel propagiert, aber noch immer nicht überall angekommen: Sie sind ein Mann, keine Teflonpfanne. Klar, da gibt es diese frappante Ähnlichkeit, aber auch wenn Ihre Hülle äusserst hitzebeständig scheint, Sie kaum etwas anbrennen lassen und ebenfalls ganz offensichtlich über einen Griff verfügen, der für die Benutzung von Vorteil ist – nein.

Testosteron hat keinen Sonnenschutzfaktor. Und es tut der Männlichkeit keinen Abbruch, einzugestehen, dass die Sonne stärker ist. Sie sind weder das einzige Exemplar Ihrer Spezies, welches über eine naturgegebene Antihafbeschichtung verfügt, noch das, welchem «die Sonne überhaupt nichts macht». Auch wenn sich das aus einem unerfindlichen Grund ganz stark so anfühlt.

UVA-Strahlen lassen die Haut altern, UVB-Strahlen verbrennen sie, und eine Oberflächenstruktur wie eine Dörrdattel macht Sie nicht interessanter. Nein, Dieter Bohlen bekommt diese jungen Brünetten nicht wegen des tief-



Die Sonne ist stärker.

gründigen Hautbilds. Falls es für manche Männer ein fast unüberwindbares Problem darstellt, in der Öffentlichkeit mit den eigenen Händen den eigenen Körper zu berühren: Es gibt dafür eine technische Lösung – Sonnenschutzspray.

Beinbehaarung

«Wegen des Velofahrens!»

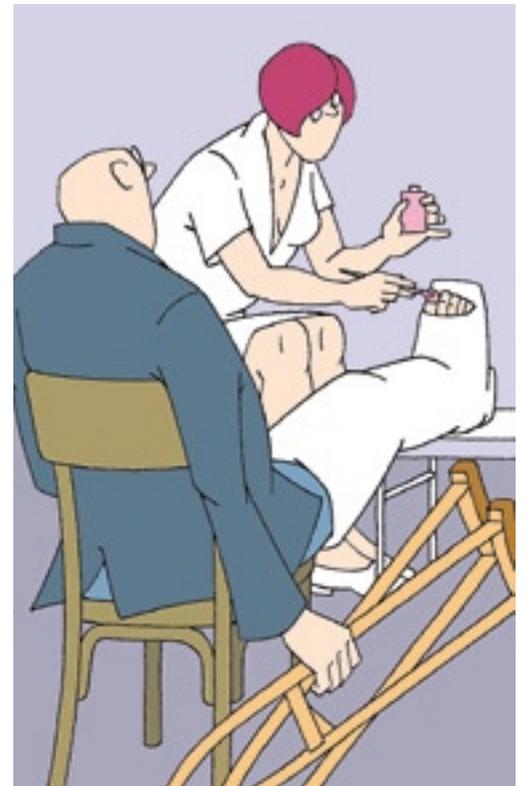
Aus welchen Gründen auch immer der Mann den Weg der Beinrasur wählt, bitte nicht «wegen des Velofahrens»! Dieses Argument hat, sofern die Waden mit der Alpe d'Huez nicht auf Du und Du sind, ausgedient. Wir verstehen es auch nicht. Wegen des Luftwiderstands? «Weil die Haare in die Wunden wachsen könnten», sagte mir die E., «in die Wunden, die sie dann eben vom Velofahren haben, was weiss ich.» Klingt plausibel. Das männliche Verhaltensmuster, bei allerlei Betätigungen vorab sämtliche Gefahrenquellen auszuschliessen (siehe Punkt 1, Sonnencreme), ist ja allgemein bekannt. Verabschieden Sie sich vom Profiradrennfahrer-Argument, man wird Sie sonst schnell für einen Hochstapler halten – der erst noch rasierte Beine hat. Nicht ganz überzeugt? Irgendetwas sagt Ihnen, dass Frauen haarlose Herrenbeine unglaublich attraktiv finden? Dann machen Sie den Test, und fragen Sie ganz spontan die nächste Dame, welche Ihre Umlaufbahn schrammt: «Würden Sie gerne einen Aal als Haustier halten?»

Fuss: Pflege und Aufbewahrung

«Na, sieht irgendwie komisch aus.»

Sehr berühmte Männer trugen einst Sandalen, Männer, an deren Namen sich noch Generationen erinnern werden, Männer mit Visionen, Männer, die bewegten und bewegen. Sie gehören mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht dazu. Und Ihre Persönlichkeit vermag ein nicht unwichtiges Detail wie ungepflegte Füsse in offenen Schuhen kaum zu überstrahlen. Die gute Nachricht: Man kann ganz tolle innere Werte haben und sich trotzdem regelmässig die Fussnägel schneiden.

Unter uns: Ihre Hornhaut weist bereits mehr Profil auf als Ihre Winterreifen? Pssst, Sie haben doch im Baumarkt mal diesen Seitenschleifer gekauft, von dem Ihre Frau behauptet, dass Sie ihn gar nicht brauchen ...



Socken sind kein Ausweg, niemals.

Denken wir das Gleiche?

Nein, holen Sie sich professionelle Hilfe, und ja, auch heterosexuelle Männer haben Pediküre-Termine. Keine Schwellenangst. Solange Sie beim nächsten Meeting nicht gerade in die versammelte Runde zirpen: «Also Montag, 14 Uhr, passt ganz schlecht, da macht mir der Alex die Füsse! Und bis der Alex dann wieder Zeit hat, wird das ganz schwierig. Soll ich french lackieren?», will niemand Ihre neue BFF (Best Friend Forever) sein.

Ein Ja zur Fusspflege ist Grundvoraussetzung, wenn Sie nackte Füsse in luftigem Schuhwerk mögen. Nein, Socken sind kein Ausweg, niemals. Ob der Mann überhaupt Sandale tragen soll, ist umstritten. Hier ist Eigenverantwortung gefragt. Tipp: Wenn Sie zu Hause vor dem Spiegel stehen und denken: «Na, sieht irgendwie komisch aus», vertrauen Sie diesem Gefühl!

Oben ohne

«Wir kennen uns doch alle so gut.»

Vielleicht hat Ihnen schon mal eine Frau gesagt, dass Sie einen wahnsinnig schönen Oberkörper haben. Falls das mehr als zwan-

zig Jahre her ist, Sie sich noch immer nicht erinnern können, wann Sie «Champagner für alle!» gerufen haben sollen, oder Ihre Frau unbedingt die Terrasse ausgebaut haben möchte (der Seitenschleifer!), sollten Sie diesem Kompliment misstrauisch begegnen. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Vielleicht hat Ihnen schon mal eine Frau gesagt, dass Sie einen wahnsinnig schönen



Es gibt eine Lösung: das T-Shirt.

Oberkörper haben, hauptberuflich für Bruce Weber (einen amerikanischen Starfotografen und Filmproduzenten) posieren sollten und auch in Farbe ganz ansprechend aussehen. Das passiert Ihnen ständig? Sie können keine Badeanstalt besuchen, ohne dass jemand kichernd fragt, ob Sie nicht der Calvin-Klein-Unterhosenmann sind?

Dann sollten Sie eventuell komplett auf Kleidung verzichten. Ganztags.

Man weiss einfach gerne, wo der Bauch des Gastgebers aufhört und das Schweinssteak beginnt.

Ausser zu Tisch. Ja, auch wenn man sich gut kennt. Werden Speisen gereicht, dann weiss man in der Regel einfach gerne, wo der Bauch des Gastgebers aufhört und das Schweinssteak beginnt.

Selbst einen Hugh Jackman würde man bitten, den Pelz *please* aus dem Salatteller zu nehmen. Rein theoretisch, aber da Sie mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht Hugh Jackman sind: Es gibt eine appetitliche Lösung – das T-Shirt.

Kurze Hosen

«Ich habe Beine, und das ist gut so!»

Frauen denken vielleicht etwas zu viel darüber nach, ob sie schöne Beine haben. Männer scheinen sich hingegen zu denken: «Ich habe Beine, und das ist gut so!», und schwups stecken die in kurzen Hosen. Die sind schliesslich auch sehr bequem. Und trotzdem kommt manchmal dieser leichte Verdacht auf, dass das abgesetzte Beinkleid Ihre natürliche Autorität untergräbt?

Kennen Sie den «Kleinen Nick», illustriert von Jean-Jacques Sempé? Sie haben das Bild? Et voilà, in zirka neunzig Prozent der Fälle sehen kurze Hosen bei erwachsenen Männern, verzogen in Höhe oder Breite, etwa so aus. Falls Ihnen die ältere Dame aus der Nachbarschaft also ständig Schoggitaler oder Pro-Juventute-Marken abkaufen möchte oder Sie von Freunden und Bekannten oft gefragt werden, ob Sie sich denn schon aufs kommende Pfadi-Sommerlager freuen: Es könnte durchaus ein Zusammenhang mit ihren Beinkleidern bestehen.

Ob Sie zu den seltenen Exemplaren in der freien Wildbahn gehören, die auch in Shorts wie ein Fels in der Brandung wirken – Hosen hochkrepeln, hier der Schnelltest:

— Was Sie da sehen, erinnert in Form und Farbe ein wenig an die Pouletschenkel vom letzten Grillabend? Da fehlen nur noch Rosmarin-zweige auf Ihren Waden, und... verflucht, sieht das lecker aus! Bingo.

— Was Sie da sehen, erinnert Sie ... Moment, an das Tier, das die Kinder bringt! Ein gutes Argument, aber, sagen wir, die Chancen auf eine Umsetzung erhöhen sich eher mit: Es gibt eine männliche Lösung – lange Hosen.

Brustbehaarung

«Schatz, hast du die Heckenschere versteckt?»

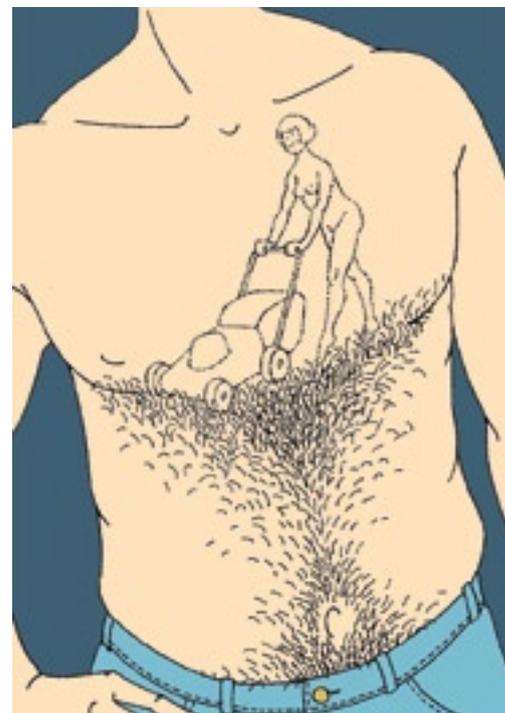
Ob Brustpelztragen für Männer im Sommer 2009 eine Gewissensfrage darstellt, das wissen die Damen momentan auch nicht so recht. Lange war man sich einig: Kahlschlag, bitte! Natürlich gab es Vertreterinnen der Interessengemeinschaft «Kandidaten aus der Bärenwelt». Aber wer beim Teekränzchen unbedacht «Ich kraule gern» gestand ... Also, man sah die A. danach schon in einem anderen Licht. Was man natürlich erst sagte, nachdem die A. nach Hause gegangen war. In ihre Bärenhöhle. Haha. Zu Winnie the Pooh. Hahaha. Und jemand in der Runde kreischte: «Wollen wir ihr zum Geburtstag eine Heckenschere kaufen?» Die A. und das Brusthaar hatten schon bessere Zeiten.

Dann kamen die Krise und Hugh Jackman. Nun wollen Frauen eine starke Schulter zum Anlehnen und Hugh Jackman. Heureka, ein Baumstrunk von Mann, mit dessen Brustwolle

sich die Pfannen von Villariba und Villabajo mit Leichtigkeit selbst ohne Spülmittel sauber schrubben liessen. (Schon wieder Pfannen? Ich erstaune mich selbst.) Und da Wolverine momentan als *sexiest man alive* gilt, darf man davon ausgehen, dass das Tier im und am Mann, wie soll man sagen, ein Revival erlebt.

Was nun, Wolf oder doch geschorenes Schaf? Es gibt zu viele Wackelkandidatinnen und zu wenig knallharte Fakten für ein Flipchart. Das muss der Herr diesen Sommer dann wohl ganz alleine entscheiden. Und bekommt eine Ahnung, wie viel Rechenleistung eines weiblichen Prozessors von hochkomplizierten Gedankengängen dieser Art usurpiert wird. Ganz schön anstrengend, nicht?

So viel direkte Feldforschung soll aber sein: Wird die Rasur favorisiert, ist von geometrischen Spielereien abzusehen. Da wäre der Bekannte B., welcher seit letztem Sommer als «das haarige Pannendreieck» gehandelt wird. So sehr sich Ihre Welt also vielleicht aus Kugel, Kegel und Zylinder formt, Sie sollten darüber nicht mit einem Rasierer in der Hand nachdenken



Welt aus Kugel, Kegel und Zylinder.

«Was soll denn das? Ist mir alles wurscht», mögen Sie denken (und vielleicht sogar leise bis laut vor sich hin fluchen). «Diese Weiber mit ihren Ansprüchen. Und sowieso, ist doch alles subjektiv. Eine gestandene Persönlichkeit wirft wegen ein paar Zeilen doch nicht jahrelang bewährte Konzepte über Bord. Hat sich bis jetzt schliesslich auch niemand beschwert.»

Aber auf die Sonnencreme können wir uns einigen? Ja?

Na, dann läuft doch alles nach Plan, das erste Etappenziel ist erreicht.

Einen schönen Sommer noch.

○

«Das Land schrie nach Blut»

Jerry John Rawlings stürzte als junger Fliegerhauptmann das Militärregime Ghanas. Er liess die Generäle erschiessen – und machte als gewählter Präsident das westafrikanische Land zum Vorbild für den ganzen Kontinent. *Von Peter Hartmann, Daniel Ammann und Christian Schwarz (Bild)*

Sie waren erst 31 Jahre alt, als Sie im Mai 1979 gegen die Militärregierung in Ghana putschten, so jung wie Fidel Castro und die kubanischen Comandantes.

Ich führte eine Handvoll Männer zum Sturmangriff auf das staatliche Radiogebäude, das sich in der Nähe des grössten Militärcamps befand. Das Land war in Korruption und Willkürherrschaft versunken, es stand vor einer Explosion.

Ein Putschversuch mit einem Dutzend Soldaten?

Ich war Militärpilot, Fliegerhauptmann. Ich kommandierte keine Truppen wie Gaddafi, der mich belehren wollte, wie man eine Revolution durchführt. Wir warteten bis in die frühen Morgenstunden, weil ich hoffte, das Tageslicht würde den Killerinstinkt unserer Leute dämpfen. Aber der Regimentskommandant, der die Schlüssel zum Waffenlager hatte, liess mich fallen. Den Militärs war klar, dass ich auch in der Armee mit der Korruption aufräumen würde.

Sie landeten als Meuterer im Gefängnis, und Ihnen wurde der Prozess gemacht. Rechneten Sie mit Ihrer Exekution?

Nein. Aber wer so lebt wie ich damals, musste dem Tod ins Auge schauen. Am 3. Juni 1979 verbreitete sich das Gerücht, dass ich noch während des Prozesses hingerichtet werden sollte. Drei meiner Soldaten befreiten mich mit Hilfe der Wärter aus dem Gefängnis.

Schon am Tag danach konnten Sie die Macht übernehmen. Wie organisiert man erfolgreich einen Putsch?

Ich rannte mit meinen Getreuen hinüber zum Radiogebäude. Das Radio war die Stimme der Autorität, die Maschine, die den Aufstand ausführt. An jenem Montag ist das Land explodiert, im Armeecamp wurde geschossen. Die Masse war wie Benzin, ein Streichholz genügte, um einen Flächenbrand auszulösen. Von Minute zu Minute liefen mehr Einheiten zu mir über. Sie müssen wissen: Ghanas Soldaten haben schon immer nach ihrem Gewissen gehandelt. Ein Beispiel nur: Als die Welt sich vom Völkermord in Ruanda abwandte, sind die Truppen aus Ghana als einzige geblieben.

Sie gewannen 1979 fast allein gegen alle Generäle und den Kommando-Apparat?

Der Aufstand breitete sich unaufhaltsam aus. Als ich vom Radiogebäude ins Armeecamp

zurückfuhr, eskortiert von drei Fahrzeugen, trafen wir eine seltsame Stille an. Als ich aus dem Wagen sprang, fiel ein einziger Schuss, der mich verfehlte.

Was hat Ihnen die Gewissheit, das Sendungsbewusstsein gegeben, dies tun zu müssen?

Als wir die Air-Force-Basis erreichten, die gleich nebenan lag, rannten Männer und Frauen aus ihren Baracken, und obwohl in unserem Rücken geschossen wurde, liefen sie trotz der tödlichen Bedrohung direkt auf uns zu. Es war unglaublich, ein Vogelschwarm von Menschen, der nur eine Richtung kannte. Sie waren total ausser sich. Sie waren bereit, ihr Leben zu riskieren. Es war wundervoll! Das Volk war entfesselt, es spürte seine Macht. Korporale, Sergeanten, gewöhnliche Soldaten, alle hatten Blut gerochen. Irgendein Korporal hätte nach den Generälen die Macht ergreifen können. Durch die erste Revolte hatte ich ein gewisses Ansehen erlangt. Ich war dafür da, die Lage zu kontrollieren. Wir erlebten eine Periode vulkanischer Unzufriedenheit.

Sie haben dann sofort Köpfe rollen lassen. Um gleich alles klarzumachen?

Drei frühere Präsidenten und acht Generäle wurden hingerichtet...

Die Ex-Staatschefs Afrifa, Acheampong und Akuffo und die Generäle wurden vor ein Erschiessungskommando gestellt.

Wir haben das sehr lange diskutiert. Das Land schrie nach Blut. Die Generäle, die Obersten, die Majore, sie hatten nichts gegen die unhaltbare Situation, die grassierende Armut im Land getan. In der Bevölkerung herrschte ein totales Ohnmachtsgefühl. Wir mussten handeln, sonst wären alle Offiziere von den Soldaten umgebracht worden. Das Militär hielt den Volkszorn unter Kontrolle. Wir erwarteten von der zivilen Front Rechenschaft, Verantwortlichkeit, Transparenz, Integrität. Wir setzten auch darauf, dass das Militär bei sich selber aufräumen würde. Innert drei Monaten hatten wir eine gewählte Regierung.

Sie übergaben die Macht an den gewählten neuen Präsidenten Hilla Limann. Der entliess Sie gleich aus der Armee...

Wir versuchten ihm zu helfen, solange wir konnten. Ghanas Situation war vergleichbar mit einem scharrenden jungen Hengst, der darauf wartete loszugaloppieren. Aber Limann konnte ihn nicht reiten. Er brach dem Pferd alle Beine. Wir hatten sein Konzept zunächst nicht begriffen, seine Verbin-

dungen zur internationalen Kriminalität, zu den Geheimdiensten, der Maschinerie der Multis. Limann förderte in der Armee den Tribalismus. Das hätte mit der Zeit zu Stammeskriegen geführt, die Militärs hätten sich gegenseitig abgeschlachtet. Es gab Geheimdienste, die meine Ermordung planten. Aber zuerst hätten sie meinen Namen, meinen guten Ruf zerstören müssen.

Am 31. Dezember 1981 stürzten Sie auch Limann und blieben zwanzig Jahre Präsident. 1992 gaben Sie dem Land eine demokratische Verfassung. Wie wurden Sie vom Saulus zum Paulus?

Durch den Aufstand von 1981 wandelte sich der Zorn der Massen in produktive Energie um. Das war die konstruktivste Phase, mein Schlüsselerlebnis. Wir hatten zuvor Sozialismus ausprobiert, Kapitalismus, Einparteiensstaat, verschiedene Militärcoups, und nichts entsprach den wahren Notwendigkeiten des Volkes. Jetzt erlebten wir eine Zeit unglaublicher Fortschritte.

Waren Sie schon damals als Fliegerhauptmann für ein Mehrparteiensystem?

Ich glaubte nicht an ein demokratisches Mehrparteiensystem. Es wurde uns vom Währungsfonds und von der Weltbank aufgezwungen. Deren Instrumente hatten in den Entwicklungsländern fast überall versagt, nur in Ghana funktionierten sie. Aber das wurde nicht uns zugeschrieben, sondern dem Währungsfonds und der Weltbank. Und nun hatten wir zum ersten Mal eine Demokratie nach westlichem Modell. Ich wurde zweimal gewählt und hielt mich an die Beschränkung auf zwei Amtszeiten, und am Ende verloren wir demokratisch gegen John Kufuors Regime.

Heute scheint Ghana wie ein seltsames, glückliches Land in Afrika. Wir hören keine Katastrophennachrichten wie vom übrigen Kontinent, nichts von Völkermord und Flüchtlingselend, Korruption und Kleptokratie, Wirtschaftschaos und Piraterie. Was macht Ghana besser?

Dieser Eindruck ist weit verbreitet. Sie meinen, keine Nachrichten in den Medien bedeutet: Alles ist gut? Absolut falsch. Sie sollten sich auf einen Schock vorbereiten. Ich sage es überall, in Grossbritannien, in den USA, in Südafrika, wo immer ich eingeladen bin: Ja, wir waren in den neunziger Jahren auf gutem Weg im Kampf gegen die Korruption. Aber wussten Sie, dass Ghana



«Ich hoffte, das Tageslicht würde den Killerinstinkt unserer Leute dämpfen»: Ex-Präsident von Ghana und politischer Abenteurer Rawlings.

später unter dem Kufuor-Regime zum wichtigsten Umschlagplatz des Kokainhandels in Westafrika geworden ist?

In Zürich ist der Kokainhandel auf der Strasse tatsächlich in der Hand von Ghanaern und Nigerianern.

Zu meiner Zeit war das anders. Deshalb wollten die lateinamerikanischen Drogenbarone einen Regierungswechsel in Ghana. Im Jahre 2005, als Kufuor schon mehr als vier Jahre im Amt war, besuchte ihn der CIA-Chef Porter Goss und warnte ihn vor einem Staatsstreich, weil die Korruption wieder extrem verbreitet war. Die Amerikaner sagten ihm aber auch: Erwartet nicht, dass wir eingreifen würden. Denn ein Coup wäre extrem populär gewesen.

Wie lief das Drogengeschäft in Ghana?

Ein Beispiel: Die Briten beobachteten einen Frachter mit einer Kokainladung bis in den Hafen. Sie informierten die Regierung. Das Kokain verschwand. Und die Richterin, die die Untersuchung dieses Falles leitete, hat die *big guns* weissgewaschen. Sie wurde umgehend zur Gerichtspräsidentin befördert.

Und doch gilt Ghana noch immer als demokratischer Flaggenträger der Dritten Welt.

Sie müssen aufwachen! Der grosse Fehler von George W. Bush und Tony Blair war der Einmarsch im Irak. Sie demonstrierten die neue Weltordnung. Sie unterminierten die Macht des Rechtes und ersetzten es durch das Recht der Macht. Es war das falsche Signal, auch für die afrikanischen Länder.

Was heisst das für Ghana?

Ghana ist ein Gefangener des Westens geworden. Weil Ghana dieses Image des afrikanischen Musterlandes behielt, konnte sich das Kufuor-Regime immer wieder von allen Skandalen reinwaschen.

Welche Missetaten werfen Sie Ihrem Nachfolger John Kufuor konkret vor?

Unter meiner Regierung konnten wir zum Beispiel Reis für 200 Millionen Dollar pro Jahr exportieren. Wir bezahlten den einheimischen Bauern Subventionen für die

«Ich lebe mit mir in Frieden, seit ich nicht mehr Präsident bin. Ich bin ein unabhängiger Mann.»

Melioration des Landes, für die Maschinen. Aber kaum war die Regierung Kufuor im Amt, klagte sie gegen mehrere unserer Minister. Aber statt dass sie eine unabhängige Untersuchung durchführte und das erfolgreiche Reisanbauprojekt weiterlaufen liess, zerstörte sie es. Wissen Sie, was dann geschah? Der Sohn des Präsidenten und seine Familie wurden Reisimporteure, die Mengen im Betrage von 400 bis 500 Millionen Dollar pro Jahr verkauften. Aha, Kapitalismus...

Eigentümliche Form von Kapitalismus...

Thank you very much. Das wollte ich damit sagen. In Ihrem Land funktioniert Kapitalismus nach *checks and balances*. In Ghana ist es Diebstahl und Misswirtschaft, und der Westen nennt es Kapitalismus. Schauen Sie doch, was nach mir passierte. Es gibt keine wirkliche freie Wirtschaft, weil Präsident Kufuor Wettbewerb nicht zulies. Er zerstörte alle Geschäfte von Personen, die mit der Opposition in Verbindung standen. Das Monopol über die prosperierenden Bereiche beanspruchte er für sich selber, für seine Favoriten und für seine Partei.

Wir hörten auch von grossen Problemen mit dem Kakao, dem wichtigsten landwirtschaftlichen Exportgut Ghanas neben Holz?

Unser Kakao wurde wegen seines hervorragenden Geschmacks in den meisten Schokoladefabriken der Welt verwendet. Kufuor zog Nutzen aus dem Krieg in der Elfenbeinküste, es wurde minderwertiger Kakao nach Ghana geschmuggelt und mit unserem gepanscht. Mit moderner Lebensmittelchemie ist leicht nachweisbar, aus welcher Gegend Kakao stammt. Unser Exportgeschäft ist zusammengebrochen.

Sie sind ein Ewe, Kufuor ist Aschanti. Welche Rolle spielen die Stammesrivalitäten?

Kufuor hat die Armee entnationalisiert und tribalisiert. In den Kommandostellen hat er unsere Leute durch Aschanti von seinem eigenen Stamm ersetzt. Eine schlechte Regierung kann nicht koexistieren mit einer guten Armee. Also fingen sie an, die moralische Integrität der Armee zu korrumpieren, die Traditionen auszuhöhlen. Sie bestachen Journalisten mit 10 000 Dollar pro Monat, Leute, die zuvor 240 Dollar verdienten – wie ich, als ich das Präsidentenbüro verliess.

Kufuor wurde im Westen als einer der Musterdemokraten Afrikas hofiert.

Den Sieg bei der Wahl von 2004 hat er gestohlen. Aber das Traurige war, wie die Westmächte das Image eines Kriminellen wie Kufuor geschützt haben. Seit der Unabhängigkeit im Jahre 1957 bis zum Ende meiner Amtszeit haben wir 44 Milliarden Dollar in Infrastrukturprojekte wie Dämme, Spitäler, Schulen, Plantagen gesteckt. In den acht Jahren seiner Präsidentschaft hat Kufuor Schulden von 47 Milliarden angehäuft – und entstanden ist nichts ausser einer Menge schöner Villen. In den Tresoren der Bank of Ghana wurde hufenweise Falschgeld gefunden, dessen Spur zu einer nigerianischen Bankniederlassung führte. Der Manager dieser Bank wurde nur suspendiert, aber nicht angeklagt.

Aber jetzt regiert wieder Ihre Partei, der NDC. In einer dramatischen Stichwahl ist John Atta-Mills, der früher Ihr Vizepräsident war, Ende letzten Jahres mit 50,23 Prozent gewählt worden. Der frühere Justiz- und Aussenminister Ihres Intimfeindes Kufuor,

Jerry John Rawlings

Als Rawlings im Mai 1979 den ersten Coup gegen das korrupte Militärregime des Präsidenten Akuffo in Ghana probierte, war er noch keine 32 Jahre alt. In den Weltnachrichten jener Tage galt Rawlings, der in Grossbritannien Wirtschaftswissenschaften studiert hatte, als desperater Abenteurer. Der revolutionäre Fliegerhauptmann, Sohn einer Bäckerin und eines schottischen Jockeys, landete im Kerker, wurde befreit und riss am 4. Juni des gleichen Jahres mit einer Handvoll Getreuen in einem blutigen Putsch die Macht an sich. Seither hat er die Geschichte Ghanas, das 1957 unter dem legendären Kwame Nkrumah das erste freie Land Schwarzafrikas geworden war, entscheidend geprägt. Vom linkspatriotischen Volkshelden und Diktator, einer afrikanischen Variante Fidel Castros, wandelte er sich zum Demokraten und regierte zwei Amtszeiten als gewählter Präsident. Als respektierter politischer Musterknabe Afrikas gab er im Jahr 2001 die Macht ab – aber nicht sein unruhiges Gewissen. (ph)

Nana Akufo-Addo, hatte zwar den ersten Wahlgang gewonnen, aber das absolute Mehr nicht erreicht. Wie sehen Sie Ihre eigene zukünftige Rolle in Ghana?

Professor Atta-Mills macht seine Sache gut, aber vielleicht geht er etwas langsam vor. Sein Problem ist die Frage, ob er westlichem Druck nachgibt und die acht Jahre der vorangegangenen Präsidentschaft von John Kufuor mit ihren Verbrechen aufarbeitet oder nicht. Wenn er es nicht tut, zerstört er unsere Partei und unser Land, und es wird irgendeinmal zu einer Explosion kommen. Denn ein Land kann nicht vergeben.

Die Rolle des Elder African Statesman nimmt man Ihnen nur schwer ab. Haben Sie eine Putin-Lösung, die Ihre Rückkehr ermöglicht?

(Wird von einem Lachanfall geschüttelt.) Ich bin Präsident der Regierungspartei NDC. Ich sage den Leuten: Ich habe mich damals nicht erhoben, um Präsident zu werden. Angetrieben hat mich meine Leidenschaft für Gerechtigkeit. Ich lebe mit mir in Frieden, seit ich nicht mehr Präsident bin. Ich bin ein unabhängiger Mann.

Wie erklären Sie den Niedergang des alterstarken Robert Mugabe in Simbabwe, der seit 1980 an der Macht ist?

Erklären kann ich es nicht. In manchen Teilen Afrikas steht Mugabe noch immer im heroischen Ruf als Unabhängigkeitskämpfer.

Ist es richtig, dass der sudanesischer Staatspräsident Omar al-Bashir wegen Völkermords in Darfur vor den Internationalen Gerichtshof in Den Haag gestellt wird?

Ich weiss, einige afrikanische Führer haben Gräueltaten begangen, die hart bestraft werden müssen. Aber so ein Tribunal ist erniedrigend für den Kontinent. Wie in alten Zeiten urteilen andere über uns. Man sollte die nationalen Gerichte urteilen oder ein internationales Gericht in Afrika tagen lassen wie das Uno-Tribunal für Ruanda. Ich würde diese internationalen Verfah-

«Einige afrikanische Führer haben Gräueltaten begangen, die bestraft werden müssen.»

ren ernster nehmen, wenn auch die *counterparts* in Europa mit einbezogen würden, die kassierenden Hände, die Banken. Die Botschaft ist, dass kein verbrecherischer Staatspräsident sich der Gerechtigkeit entziehen kann. Es geht doch nicht um westliche Justiz gegen Dritte Welt.

Was ist internationale Gerechtigkeit? Wenn du dein Land bestiehlst in Afrika, dann schickst du das Geld auf eine europäische Bank, und die investiert es wieder in der afrikanischen Wirtschaft.

Kolonialismus mit andern Mitteln?

Sogar schlimmer, *new colonialism*.

Der Kenianer John Githongo, ein Vorreiter von Transparency International, deckte als Staatssekretär einen riesigen Finanzskandal auf, der auch den Präsidenten Kibaki erreichte. Githongo hält die westlichen Entwicklungshilfemodelle in der gegenwärtigen globalen Krise für endgültig gescheitert. Stimmen Sie mit ihm überein?

Ghanas erster Präsident, Kwame Nkrumah, hatte die Vision des eigenen Weges. Er versuchte das Bau-Monopol von Portland-Zement zu brechen. In den neunziger Jahren war Portland immer noch da, und sie drehten immerfort an der Preisschraube. So haben wir uns in der ganzen Welt umgeschaut, und siehe da, wir fanden Ziegelsteine in einem versteckten Winkel in Bulgarien und kauften die Firma.

Sie haben die Zementproduktion verstaatlicht. Der Staatsbetrieb Ghacem verfügte nun seinerseits über das Monopol. Er wurde erst 1998 an die norwegische Scancem veräussert. Was war dran an den Korruptionsvorwürfen, die nachträglich gegen Sie erhoben wurden?

Vor zwei Jahren meldete eine norwegische Zeitung, meine Frau und ich hätten 1,5 Millionen Dollar Bestechungsgelder aus dem Klinkergeschäft auf Bankkonten in der Schweiz oder in Luxemburg versteckt, weitere 2,5 Millionen seien an meinen Premierminister Paul Victor Obeng geflossen. Ich war schockiert und schrieb eine ausführliche Gegendarstellung, eine halbe Seite lang. Sie garnierten sie mit Bildern meiner

Geschichte als junger Putschist. Aber das Verfahren in Norwegen wurde eingestellt.

[Das Gericht konnte nicht nachweisen, dass das Geld auf Konten der ghanaischen Politiker gelandet war. Hingegen strengte Scancem einen neuen Prozess wegen Betrugs gegen ihren norwegischen Manager Tor Egil Kjelsaal an. Er wird verdächtigt, dass er das Geld als Bestechungssummen verbuchte, es aber auf eigenen Konten in Luxemburg und der Schweiz verschwinden liess. Anm. der Red.]

Als junger Revolutionär verfolgten Sie sozialistische Reformen. Was braucht Ghana zu einer funktionierenden Marktwirtschaft?

Politische Glaubwürdigkeit. *Checks and balances*. Transparenz. Das gilt für jedes System. Das gilt für ganz Afrika.

Ihre Mutter kommt aus dem Stamm der Ewe, Ihr Vater war Schotte. Wurden Sie immer als Ghanaer akzeptiert.

Ich bin mehr Ghanaer als alle Ghanaer.

Haben Sie schottische Eigenschaften in Ihrer Identität, den Drang nach Unabhängigkeit?

Nein. Meinen Vater habe ich nur ein- oder zweimal getroffen.

Sie wurden als «Flight Lieutenant Rawlings», als Fliegerhauptmann, weltberühmt. Fliegen Sie heute noch?

Fliegen ist lebenslange Leidenschaft. Gute Piloten sind charakterliche Perfektionisten, sie ertragen keine Unzulänglichkeiten. Bei mir gilt das für alle Lebensbereiche, für das Soziale, das Politische. Ich habe übrigens auch Schweizer Flugzeuge getestet, den Pilatus Porter, eine fantastische Maschine. Und einem dreizehnjährigen Mädchen habe ich das Fliegen beigebracht, nicht als Show, sondern weil die Männer auf unserem Kontinent noch immer auf Frauen und Mädchen herabschauen. Um zu demonstrieren, was junge Frauen alles erreichen können. Der Prüfungsexperte, ein Italiener, ist beinahe durchgedreht. Aber mit fünfzehn machte sie das Pilotenbrevet. Das junge Mädchen war meine eigene Tochter.

Wir haben gehört, Sie hätten den blinden amerikanischen Musiker Stevie Wonder Ihr Flugzeug fliegen lassen?

Wir waren dreizehn Personen an Bord, eine französische Fernsehcrew hat alles gefilmt. Als wir in der Luft waren, übergab ich Stevie die Instrumente. Er hat wunderbar sensitive Finger, er konnte das, er tat instinktiv die richtigen Dinge. Ich sagte ihm einfach: Ein bisschen abwärts, ein bisschen höher, halten, halten. Ich kontrollierte Radar und Power, und Stevie Wonder landete grossartig auf dem Accra Airport. Und alle in der Maschine applaudierten. Ich dachte, Jesus Christ, ich fliege und lande mit jemandem, der nicht sehen kann.

Eine buchstäbliche Blindlandung.

Die Pointe ist, dass Stevie Wonder dem Kamerateam die Ausstrahlung der Bilder verboten hat. Er dachte, die Leute würden glauben, dass er gar nicht blind ist. ○



Nächste Woche gehen wir an den Duero-Douro auf Weinreise.

Am 25. Juni liegt das Wein- und Genussmagazin von Weinkeller Riegger der «Weltwoche» bei. Wir wünschen Ihnen unterhaltsame Lektüre.

Gerne stellen wir Ihnen kostenlos weitere Magazine zu. Senden Sie uns eine E-Mail an info@riegger.ch oder besuchen Sie unsere Seiten im Internet unter www.riegger.ch

RIEGGER

Weinkeller Riegger AG

Langgass

5244 Birrhard

Telefon 056 201 41 41

www.riegger.ch

Die Heuschrecke

Von Daniele Muscionico

Wäre Meryl Streep eine Pflanze, sie wäre ein Hartlaubgewächs. Vom physiognomischen Gesichtspunkt aus gesehen. Hartlaubgewächse zeichnen sich aus durch bescheidene Ansprüche und durch bescheidene Anziehungskraft. Sie besitzen kleine, oft lederige Blätter, und damit sind sie ungemein zäh.

Sclerophyllous Streep wird am 22. Juni sechzig Jahre alt. Und räkelt sich auf diesem Bild für den Film «Adaptation» wie eine Mädchenblüte, die Beine bloss, das Haar offen. Vier Jahre später kam es noch dicker: Im Abba-Musical «Mamma Mia!» ist sie die Hippie-Mutter und Dancing Queen, und kein Latzhosenträger bleibt auf der dafür vorgesehenen Stelle, wenn sie einmal loslegt. Wenn immer sich auf der griechischen Insel ein morscher Fensterladen öffnet, verschafft sich Mamma Meryl singenderweise Luft.

Meryl Streep wird sechzig Jahre alt und war, so scheint es, noch nie so jung wie heute. Denn als sie jung hätte sein sollen, fiel an ihr nur eines auf: Sie war die Frau mit der falschen Nase und den Pfunden hinten zu viel, die ihr vorne fehlten. Meryl Streep besass das mimische Vokabular einer Heuschrecke und beschränkte sich auf die Darstellung kalter Charaktere. Sie galt als Prototyp der seelenlosen Schauspielermaschine, die mit Technik wettmacht, was sie an Emotion darzustellen nicht fähig ist. Die Streep besass, als sie jung war, die Aura einer Cheerleaderin und den Glamour von Bittergemüse.

Heute gehört sie zu den teuersten und umsatzstärksten Schauspielerinnen, hat die meisten Oscar-Nominationen (15) aller Zeiten und eine Karriere, die besser ist als jene von Bette Davis. Viel besser sogar: Als Davis in ihrem Alter war, spielte sie unzurechnungsfähige Frauen in zweitklassigen Filmen. Die Streep war im Sommer 2007 die treibende Kraft bei ganzen zwei Blockbustern, «The Devil Wears Prada» und «Mamma Mia!». Im Alter von 58 Jahren brach sie alle Kassenrekorde und zog sogar an ihren männlichen Kollegen vorbei, Al Pacino, Robert de Niro, Dustin Hoffman und selbst Jack Nicholson. Streeps Transformation vom Kassengift zum Kassenmagneten ist filmreif.

Und es passt ins Bild einer spät Erwachten, dass sie über eine Sache während des Drehs zu «Mamma Mia!» mit sich ganz besonders zufrieden ist. Meryl riss – ohne vorherige Absprache – Pierce Brosnan vor laufender Kamera das Hemd vom Leib. Ihre Erklärung: «Ich hatte das Gefühl, dass ich das für ganz Amerika tue, für alle Frauen!» Danke, Meryl Streep! Und Happy Birthday!



Filmreife Transformation: Meryl Streep als Romanautorin Susan Orlean in «Adaptation» (2002)



von Spike Jonze.

Weltwoche Nr. 25.09

Comeback ohne Kopfläuse

Britney Spears ist zurück als sexy durchtrainierte Pop-Prinzessin. War da nicht mal was mit Alkohol- und Drogenexzessen?



Skandalträchtig war einmal: abstinentes Popsternchen Spears.

Britney Spears—Nichts ist mehr so wie vor knapp zehn Jahren, als die Pop-Prinzessin mit dem unschuldigen «Oops!...I Did It Again» ihren ersten Welthit landete. Der Abstieg begann nach der Heirat mit Background-Tänzer Kevin Federline, von dem sie sich 2006 scheiden liess. Es folgten Alkohol- und Drogenexzesse, Entmündigung und Kampf ums Sorgerecht für die beiden Söhne Sean Preston und Jayden James. Zum Showdown kam es Anfang 2008, als sie sich in ihrer Villa in Los Angeles verbarrikadierte, belagert von Helikopter, Polizei-, Feuerwehr- und Krankenwagen. Nachdem sie auf einer Bahre aus dem Haus geschafft und mit Blaulicht in die Klinik gebracht worden war,

herrschte wieder Ruhe. Bis zum fulminanten Comeback der 28-Jährigen mit dem Album «Circus», zu dem sie sich als sexy durchtrainierte Abstinenzlerin präsentiert. Ausgerechnet jetzt kommen gestohlene Tagebücher aus jener Zeit zum Vorschein, als sie sich im Rausch den Schädel kahlrasierien liess. Damals hatte der *Daily Mirror* spekuliert, Tausende juckender Kopfläuse hätten ihre Haarverlängerung aufgefressen. Heute weiss der *Enquirer*, wie es wirklich war: Sie glaubte, man habe ihr einen elektronischen Chip ins Haar implantiert. Wie auch immer, für Skandale scheint Amy Winehouse unterdessen die bessere Besetzung zu sein als die tugendhafte Blondine. (rs)

Sara Ziff—Als Topmodel verdiente die Engländerin Millionen. Jetzt realisierte die 27-Jährige, was Fachleute «den besten Dokumentarfilm über das Modelbusiness» nennen. Ziff tummelte sich während fünf Jahren als beiläufige Türöffnerin in der Welt der berühmtesten Fotografen und Modemacher. Fazit: Alles, was von den Mächtigen des Modezirkus vehement bestritten wird, ist wahr. Und belegt: Blutjunge Models sprechen in «PictureMe» von sexuellen Übergriffen, dem rücksichtslosen Vorgehen der Agenturen bei den Vermittlungen, obskuren Gefälligkeiten gegenüber finanzstarken Auftraggebern und zwanzigstündigen Arbeitstagen. «Der Modeljob bringt zwar Aufmerksamkeit – aber nicht jene, die man sich wünscht», so Ziffs Erkenntnis heute. (fkm)

Roger Köppel—Als überraschend geschickt erwies sich der *Weltwoche*-Chef auf einer Probefahrt mit dem «Segway». Gelegenheit dazu hatte er anlässlich einer Einladung beim ehemaligen Transportunternehmer Hanspeter Setz in Dottikon, der sich als grosser Fan dieses innovativen Elektrogefährts bekannte. Allein durch leichte Verlagerung des Körpergewichts lässt sich auf ihm die Fahrtrichtung bestimmen; spielend leicht manövriert es sich nach links oder rechts, vor- und rückwärts. Das ideale Gefährt also, um innert weniger Minuten perfekt gekleidet zum Tele-Züri-Interview oder zum Treffen im «Sprüngli» am Paradeplatz zu erscheinen. Nun überlegt sich Köppel die Anschaffung des politisch korrekten und



Agil: Weltwoche-Chef Köppel.

überaus agilen Mobils. Bisher musste er sich immer das klapprige Fahrrad eines Mitarbeiters ausleihen und riskieren, dass sich die Hose in der Kette verfang. (rs)



Karl et moi

Unser Kolumnist geht in Zürich aus (sowie in der Region). Und schreibt die Kolumne mit am meisten fetten Namen seit langem. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Basel. Die Art, eine Kunstmesse, fand statt zum vierzigsten Mal. Am Abend vor der sogenannten Preview war ich an einem Cocktail in Kilchberg. Die Gastgeberin, Gisela Rich, machte mich bekannt mit Andreas Gursky, einem deutschen Fotografen, dessen Bilder ich mag, und mit Arne Quinze, einem Künstler aus Belgien. Arne werde sie noch dieses Jahr heiraten, sagte Barbara Becker. Das ist gut für sie, finde ich. Bloss für seinen Rang als Künstler ist es wahrscheinlich weniger gut – er kommt zurzeit viel vor in der *Bunten* oder in *Gala* (und jetzt sogar hier). Ich könnte den Rest dieser Spalte füllen mit Namen von denen, die auch noch anwesend waren. Tue ich aber nicht, man ist schliesslich diskret und MvH (und nicht UBS).

Mein Los der Swiss-Red-Cross-Ball-Tombola von vergangener Woche, nebenbei, war eine Niete. Das ist, kann man sagen, ein wenig *underwhelming* nach der Ankündigung in dieser Spalte. Aber gerecht in meinen Augen, immerhin habe ich es geschenkt bekommen (ferner geschrieben, eine Verlosung von Preisen sei etwas für Hauswarte). An der Art begegnete mir z. B. Brad Pitt, mit dem ich nicht bekannt bin, übrigens. Auch darum versuchte ich nicht, mit ihm zu sprechen (und weil er zuvor Kollegen von «Glanz & Gloria», SF, gesagt hatte: «Please guys, I'm not working, leave me alone», oder so). Interessant eigentlich, dass er trotzdem den ganzen Tag in der Halle herumlief, statt bloss zu Galeristen zu gehen, für deren Ausstellung er sich interessierte und von wo er in Hinterzimmer geführt worden wäre. (So machten es etwa

Roman Abramowitsch und Dascha Schukowa, seine Freundin.)

Am Dienstagabend veranstaltete Christina Gmurzynska, eine Galeristin aus Zürich, im «Trois Rois» ein Essen. Ich ging früh hin und war einer der Ersten in dem Ballsaal des Hotels (aber nicht viel früher als Karl Lagerfeld, zu dessen Ehren das Dinner stattfand). Früh ist das neue Spät, könnte man schreiben. Aber Lagerfeld ging es nicht darum, *fashionably early* (modisch, modern früh) zu sein, denke ich, sondern pünktlich zu sein. (*La ponctualité est la politesse des rois*, nicht wahr?) Er ist ferner ein Gesprächspartner, der sich hingibt, aber auch viel verlangend sowie geistig unbescheiden ist. Worauf ich hinauswill: «Ich liebe Ihre Sonnenbrille, ist sie aus Japan?», fragte Lauri Agosti auf Englisch («... from Japan?»). «Nein, von Karl Lagerfeld» («from Karl Lagerfeld»). «Ich muss so eine haben, wo kann ich sie bekommen?» – «Well, in 1500 Geschäften in ganz Europa.» (Als Nächste war Barbara Becker – ich und sie sind zurzeit auf denselben Gästelisten, was ist los? – an der Reihe.)

Mit MvH besprach Lagerfeld, weshalb er sein Haus bei Biarritz verkauft hat («Für die Basken bleibt man ein reicher Ausländer, der keine Steuern bezahlt»), und redete über sein Schloss bei Paris (von Schwierigkeiten, die man hat beim Erhalt eines Baus aus dem 18. Jahrhundert, der verschlimmbessert wurde im 19. Jahrhundert ..., Dinge halt, die uns Immobilienbesitzer angehen). Weiter fragte ich, ob ich eine bestimmte Fotoarbeit (nicht von ihm) kaufen solle. «Müssen Sie?», fragte er. «Nein, muss ich nicht.» – «Gefällt Ihnen das Bild, haben Sie Platz?» – «Ja.» – «Dann müssen Sie.»

Nach dem Hauptgang sagte Erbprinz Christian zu Fürstenberg einen Musiker mit Namen Diego Garcia («from New York») an. Ich kannte ihn nicht, doch er ist gut, nebenbei, könnte ein Star werden. Nach zwei Songs oder so trat Baptiste Giabiconi, ein korsisches Männermodel und eine der beiden anwesenden Musen Lagerfelds, auf die Bühne, um ein Lied zu singen (weil er zudem ein grosser Sänger sei). Baptiste ist sicher einer der schönsten Männer, die ich gesehen habe bis jetzt (Lagerfelds Fotos von ihm bekommt man bei Gmurzynska). Und als Talentshow-Jurypräsident hätte ich ihm zehn Punkte gegeben, weil er ein Performer ist. (Aber seine Stimme – Kollege von Rohr hätte von dem «gewissen Nichts» gesprochen.)

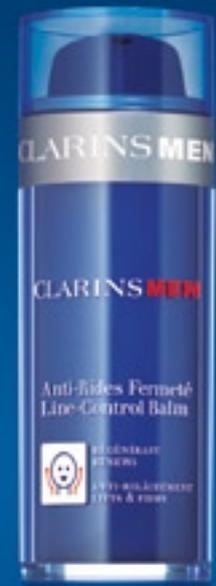
Kurz, es war für mich wahrscheinlich DAS Abendessen dieses Jahres in der Schweiz (das Jahr ist noch jung, ich weiss, aber *nothing beats experience*; vergangenes Jahr war es das Dinner für Tom Ford von Trudie Götz im «Haute» in Zürich, nur zum Sagen). Und, für die, die es interessiert, ich kaufe die Fotoarbeit, von der ich erzählt habe, so sieht es aus. Weil ich muss.

Ein (und nur ein) Abend mit Mark van Huisseling und seinen Gaststars; Kaufleuten, Zürich, 22. Juni, 20.00 Uhr



www.clarinsmen.ch

NEU



Anti-Age-Pflegeprogramm.
Neue Energie
für Männerhaut.



Frischekick für das Gesicht. Dank Bisongras und Jambù mildert Anti-Rüdes Fermeté ausgeprägte Falten und Spannkraftverlust.

Hautverträglichkeit geprüft.

CLARINS MEN

«Kleidungsstücke sind eine Fortsetzung der Haut»

Modeunternehmerin Trudie Götz über ihr Geschäft Luxury Vintage, das Top-Designerstücke aus der letzten Saison anbietet. Schulterpolster seien besonders gefragt.



«Der Kunde entscheidet sich oft für das Klassische»: Boutique-Königin Götz.

Sie tragen einen fantastischen Koralle-Rosenring. Wer hat ihn gemacht, und wie viel kostet er?

Eine brandneue Errungenschaft von Lydia Courteille aus Paris. Er stammt aus einer meinen VIP-Kunden vorbehaltenen Selektion, die auch Ringe mit Sternzeichen enthält. Der Preis bewegt sich um die 23 000 Franken.

Welches ist Ihr Sternzeichen?

Ich bin ein Krebs.

Seit drei Jahren führen Sie das Geschäft Luxury Vintage in Zürich Wollishofen. Wie passt das in Ihre Gesamtstrategie?

Ich führe siebzehn Geschäfte in Zürich, vier in Basel, acht in St. Moritz und drei in Gstaad. Wenn meine Kundschaft nach Gstaad oder St. Moritz fährt, sei es sommers oder winters, will sie schon die neue Ware. Es sind ja alles Kunden, die reisen und die die Designer sowie das Sortiment kennen. Deshalb nehme ich vieles früh zu-

rück und verkaufe es in der nächsten Saison im Luxury Vintage mit einem Rabatt von 60 Prozent. So habe ich in meinen Läden immer neuste Ware.

Dann führt Luxury Vintage also dieselben Designer?

Ja, und zwar bei den Damen und den Herren. Wir sind topmodisch: Luxury Vintage ist Luxury Trois Pommès. «Vintage» heisst eigentlich etwas anderes, aber ich wollte das Geschäft nicht «Outlet» nennen, denn das bedeutet für mich «abgestossen».

Ist «second season» bereits «vintage»?

Bei mir ja. Sicher hat es auch aus der vorhergehenden Saison einzelne Stücke. Die Ware stammt aber nicht aus dem Basissortiment, sondern es sind die Highlights, die es braucht, um das Sortiment in den Läden aufzufrischen. Oft entscheidet sich der Kunde für das Klassische. Es gibt Valentino-Originale zu kaufen, die er noch selber entworfen hat, oder auch Originale von Donna Karan.

Sind Stücke aus den Achtzigern und Neunzigern im Sortiment?

Nein, das Sortiment ist aktueller. Es hat aber Superstücke von Prada und vor allen Dingen von Dolce & Gabbana, die Sie nirgendwo mehr erhalten. Man könnte diese natürlich ins Internet stellen, was zum Teil ja auch gemacht wird. Ich finde, Kleidungsstücke sind eine Fortsetzung der Haut, und das muss man dem Kunden vermitteln. Ich habe qualifizierte Verkäufer, die sich Gedanken machen, was sie dem Kunden zeigen und womit sie ihm eine Freude machen können. Im Luxury Vintage wird das Einkaufserlebnis genauso gross geschrieben wie in meinen andern Läden.

Sind Schulterpolster auch bei Luxury Vintage wieder en vogue?

Absolut. Wobei sie eigentlich nie völlig démodé waren. Es gibt Frauen, die sie brauchen. Manchmal setzt man die Polster sogar extra ein, weil die Kundinnen «Vintage»-Kleider tragen möchten, wie sie jetzt bei Balmain en vogue sind.

Heisst «Vintage» bei Ihnen «ungetragen»?

Ausschliesslich. «Vintage» ist bei mir nicht secondhand.

Ist das Angebot für die Damen grösser?

Ja. Ich kaufe generell 60 Prozent für Damen und 40 Prozent für Herren. Was man bei Luxury Vintage nicht findet, ist zum Beispiel Tom Ford. Das ist etwas anderes als ein Anzug von Dolce oder von Gucci. Und auch meinen erklärten Liebling Thom Browne verkaufe ich nicht «vintage». Hier ist die Nachfrage in der Folgesaison steigend, manch einer wäre bereit, sogar mehr zu bezahlen. Das sind Sammlerstücke, ähnlich wie bei Prada. Miuccia Prada ist so innovativ und so nahe bei den Künstlern, hinzu kommen ihre saisontypischen Farben und die einmalige Stoffentwicklung. Bei Jil Sander kann man im Unterschied zu Prada die Saison kaum ausmachen.

Was läuft besser, Schuhe oder Handtaschen?

Schuhe. «Vintage» habe ich bestimmt 1000 Paare im Sortiment. Dazu müssen Sie wissen, dass meistens die Randgrössen übrigbleiben, das heisst die Grössen 35 bis 36 oder 39 bis 41.

Was ist derzeit am gesuchtesten?

Balenciaga, Prada, Marc Jacobs, und vor der Art Basel war es besonders das Label Marni.

Luxury Vintage Donna/Uomo,
Seestr. 455 A, 8038 Zürich. www.troispommes.ch

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Schleicher oder Läufer?

Von Jürg Zbinden

Der Sneaker (*to sneak* = schleichen) ist der Popstar unter den Schuhen. Jeder Teenager besitzt im Minimum ein Paar. Auch ältere Semester riskieren es schon mal, darin aufzutreten. Der Sneaker ist trendy, hippe Hopper, etwa Bligg, sammeln ihn wie Briefmarken. Zum Anzug gehen Sneakers ein für alle Mal nicht! Es sei denn, man heisst Snoop Dogg oder Ghostface Killah. Sportiver unterwegs sind *marathon men* vom Schlage eines Schawinski oder, in höherer Kadenz, Markus Ryffel. Zwar reift nicht jeder zum kenianischen oder äthiopischen Wunderläufer, aber die jüngsten Modelle verschaffen einem beinahe die Illusion, einer zu sein.

1 — Trotz Hightech tendiert der Männerfuss bei starker Beanspruchung zum Müffeln. Da hilft nur Dr. Scholl oder die gute alte Seife. Zum Beispiel eine nach Eau Sauvage duftende und wohltuende von Christian Dior Parfums. Das patente Stück wiegt 150 Gramm und kostet Fr. 29.–.

2 — Ganz auf die Wavespring-Technologie setzen die Laufschuhe von Spira. Die in der Schweiz neu lancierte Marke aus dem texanischen El Paso verspricht, aufgrund des patentierten Systems, überlegene Dämpfungseigenschaften und «Energie-Rückgewinnung ohne Leistungsverlust». Mit seinem Unisex-Wettkampfschuh macht Spira jeder Monsterwespe Konkurrenz. Das Modell Stinger kostet Fr. 158.–. Bezugsinfos: www.spira-swiss.ch.

3 — «The Black Label» von Puma steht für luxuriöse, sportliche Schuhmode. Die Modelle sind aus feinstem italienischem Leder und hochwertigen Materialien. Das Modell Rotwang kostet Fr. 399.90. Erhältlich ist der Edelsportler im ausgewählten Sportfachhandel oder über www.puma.com.

4 — Y-3 heisst nicht «Kult» auf Japanisch, wird unter *fashionistas* aber ausserordentlich hoch gehandelt. Das vom Running inspirierte Modell Ikuno gibt es in Schwarz oder Knallrot. Der reguläre Verkaufspreis beträgt Fr. 395.–. Adidas Y-3 ist erhältlich beim Sneaker-Spezialisten Könix, Steinmühleplatz 1, Zürich, oder bei Sträuli Sport, Rennweg 30, Zürich.

5 — Einen Schritt voraus ist dieses Modell von Diesel aus der Linie «Black Gold». Es ist nämlich aus der Herbst/Winter-Kollektion 2009. Der Preis ist noch unbekannt, aber was würde man nicht alles auslegen *for successful living*.

1



2



3



4



5





Auto

Empörend anmutig

Der Peugeot 308 Coupé Cabrio bietet auch ohne Stoffverdeck einen verführerischen Anblick. *Von Ulf Poschardt*

Gibt es einen Leser, der einen Peugeot 308 als Cabrio fährt? Seit ich weiss, dass ich über dieses Auto schreiben werde, habe ich in jedes offene und geschlossene CC-Modell (und auch in den Vorgänger 307 CC) geblickt und ziemlich selten männliche Fahrer entdeckt. CC steht für Coupé Cabrio und verdeutlicht, dass dieses Coupé mit abnehmbarem Stahldach produziert wird. Es ist sehr pragmatisch und relativ sicher – also etwas, was Frauen wichtiger erscheint als Männern.

Dabei war es früher anders. Analog zu dem 3er-Cabrio von BMW war das Peugeot-206-

Cabrio eine Art Urkategorie des Yuppie-Zeitalers. Zusammen mit dem offenen BMW und dem Golf-Cabrio besass das Cabrio eine Lässigkeit, zu der das Stoffverdeck einen wichtigen Beitrag lieferte. Seit dem Siegeszug des Stahldaches mit dem SLK, dem Z4 und eben den Peugeot CC ist der Charme des Stoffdachs noch verführerischer. Obwohl es sehr praktisch ist, bin ich kein Freund des Stahldaches, und als jemand, der sich gerade ein Cabrio gekauft hat (mit Hardtop), streichle ich gerne über das Stoffverdeck und freue mich über dessen archaische Qualität.

Der Peugeot mit dem Stahlverdeck hat eine schöne Tradition. Die Franzosen bauten schon in den dreissiger Jahren ein Gefährt mit dieser Technik. Das Stahldach macht das sowohl in den Ausmassen wie im Innenraum und beim Kofferraum gegenüber dem Vorgänger 307 CC grösser gewordene Cabrio-Coupé 1,7 Tonnen schwer. Damit wird die Beschleunigung bei dem günstigen Einstiegsmodell mit 120-PS-Motor sediert. Die 160 Newtonmeter Drehmoment markieren wohl das untere Ende der Möglichkeiten. Dafür stimmt dann aber der

Preis, und man kann das gesparte Geld in lange Reisen und teure Hotels investieren.

Peugeot wirbt mit der nun ganzjährigen Open-Air-Saison, für die das 308-Cabrio dank einer Nackenheizung eingesetzt werden kann. Das CC wurde deshalb auch im Februar dieses Jahres bei ungefähr null Grad Celsius den Journalisten vorgestellt. Dank der langgezogenen Frontscheibe, hinter der sich Fahrer und Beifahrer verstecken können, so schwärmen einige Kritiker, fliegt man auch windgeschützt durch den Winter. Aber wozu soll das gut sein? Will man nicht ein Cabrio besitzen, um Wind und Wetter etwas mehr ausgeliefert zu sein als sonst? Vielleicht wirkt hier die männliche Romantik, die sich im Cabrio in den Wilden Westen zurückträumt.

Die Extravaganz lauert am wohlgeformten Hintern. Der Clou: die schönsten Rückleuchten, die es im Augenblick an einem Auto zu entdecken gibt. Die Webseite schwärmt von einem «Vorhang aus rotem Licht». Und tatsächlich, die Blinkerdiagonalen sind empörend anmutig. Ein Cabrio, dem man gerne hinterherfährt. Auch diese Verführungsstrategie erscheint typisch weiblich. Oder klingt das jetzt zu sehr machohaft?

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Peugeot 308 CC 1.6 VTi

Hubraum: 1598 ccm, Leistung: 120 PS
Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h
Preis: ab 36 500 Franken



Kleines Kästchen, grosse Wirkung

Passendes Zubehör zum neuen iPhone: Mit dem Home Dock von Philips wird das Handy zum Alleinunterhalter. *Von David Schnapp*

In der täglich länger werdenen Liste von Zubehör für den iPod bzw. das iPhone von Apple ist uns dieses hier positiv aufgefallen: das Home Dock HD von Philips. Das kleine Kästchen rechnet Videobilder auf die Auflösung 1080i hoch. Das heisst, Videomaterial vom iPod kann man dank dem Dock hochaufgelöst am Flachbildfernseher betrachten.

Wir haben das Kästchen also an unseren LCD-Fernseher angeschlossen. Die erste kleine Enttäuschung: Das HDMI-Kabel, das für die hochauflösende Datenübertragung notwendig ist, ist nicht dabei. Zur Ausstattung gehört nur ein Standard-AV-Kabel. Das ist schade, aber branchenüblich, HDMI-Kabel für allerlei Geräte in der hochaufgelösten Welt müssen zusätzlich gekauft werden. Einmal angeschlossen, geht es schnell und einfach. Das Kästchen holt sich die iPod-Inhalte und stellt sie schön übersichtlich dar. Leider sind die Piktogramme für Kategorien wie «Alben», «Podcasts», «Hörbücher» usw. misslungen.

Der Fernseher wird jetzt zur Stereoanlage. Hört man Musik, fliegen einem die CD-Cover aus der eigenen Sammlung schön animiert entgegen. Wenn man Gäste hat und das Tischgespräch nicht so recht in Gang kommen will, sind ein paar bewegte Bilder zur Ablenkung gar nicht schlecht. Das Dock zeigt allerdings nur die Alben an, die bereits einmal gespielt wurden. Bis genügend Cover für die Anima-

tion zur Verfügung stehen, werden die erwähnten Piktogramme dazugemischt, was nicht schön aussieht.

Das Beste am Home Dock ist seine Fähigkeit, TV-Bilder auf eine grössere Auflösung hochzurechnen. Wir kaufen uns also im iTunes-Store den Videoclip «Wrong» von Depeche Mode, stecken das iPhone auf das Dock und sind positiv überrascht von der Qualität des Gebotenen. Da man sich nicht so oft Videoclips kauft, sondern eher Video-Podcasts auf das iPhone lädt, wollen wir noch einen Versuch machen. Hier ist das Ergebnis ernüchternd. Bei einem Podcast wie «Giacobbo & Müller» ist die Qualität des Ausgangsmaterials – technisch gesprochen – zu gering, als dass unser Zauberkästchen das auf eine anständige Auflösung hochrechnen könnte. Die Bilder sehen arg verpixelt aus. Wir versuchen noch, durch die Wahl der Auflösung (720p statt 1080i) eine Verbesserung zu erreichen, die Pixel aber bleiben.

Fazit: Das Home Dock HD leistet zwar einiges, es bietet eine Vielzahl von Anschlussmöglichkeiten und dient als Ladestation, aber Wunder darf man keine erwarten. Trotzdem ist das Kästchen eine nützliche Ergänzung zum iPhone oder iPod.

Philips Home Dock HD DLA99901/10. 2 × Audio L/R Cinch, HDMI, 3,5-mm-Aux-in, USB, S-Video, Composite-Video. Fr. 449.–. www.philips.ch



Wunder dauern etwas länger: Philips Home Dock für den Anschluss eines iPhones an den TV.

Noblesse oblige

Von Peter Rüedi



Österreich zum Zweiten. Nach dem sogenannten kammermusikalischen Schloss Gobelburg mit seinen jenseitigen Weissweinen (*Weltwoche* 24/09) nun ein veritables Château, auch, aber nicht nur im Sinn des Bordelais (wo auch «Petit Village» ein Château sein kann). Schloss Halbturn, im nördlichen Burgenland unweit des Neusiedlersees gelegen, wurde 1711 von einem der berühmtesten Barockarchitekten Österreichs erbaut, Lucas von Hildebrandt. Mit Ländereien von bescheidenen 3200 Hektaren diente es dem Kaiserhaus als Jagd- und Sommerresidenz. Wenn es hier auch nur auf die 65 Hektaren ankommt, auf denen heute Reben gezogen werden, wohlgerne von Markus Graf zu Koenigsegg höchstderoselbst, dem Neffen von Baron Paul Waldbott-Bassenheim, nähern wir uns dem Gut, das heisst der von ihm produzierten Flasche, sozusagen in gebückter Haltung. In barocker Missachtung jeglichen Understatements nennt sie sich «Impérial», und das meint nicht selbstgekrönten Bourbonen-Glanz und Parvenu-Noblesse, sondern richtige. Vom Öno-Hochadel der Weine von Mouton-Rothschild ist man hier noch etwas entfernt, aber der Keller auf Halbturn ist schon mal inszeniert wie der Prunk-*chai* in Pauillac. Der «Impérial» ist eine Cuvée aus Blaufränkisch und einem klassischen Bordeaux-Satz (Cabernet Sauvignon, Merlot, Cabernet Franc), und er gibt sich, noblesse oblige, zurückhaltend.

Der 2006, im Burgenland ein wunderbarer Jahrgang, wird erst nach ein paar Stunden Warten im Vorzimmer respektive durch Dekantieren zugänglich, offenbart dann aber nach und nach seine aromatisch breite Palette und Tiefe. Die Aufzählung des plebejischen Fruchtsalats verbietet sich in seinem Fall, allenfalls verweisen wir, halten zu Gnaden, auf die abenteuerlichen Gewürznoten, das gut integrierte Holz, die schöne Extraktsüsse und eine Lääääääänge, die der Abstammung des Produzenten entspricht. Im Ernst: ein wirklich grosser Roter. Sein einziges nichtaristokratisches Charakteristikum ist ein unstandesgemässer Preis. Zu dem sind im Bordelais gerade mal bessere Crus bourgeois zu haben.

Schloss Halbturn, Burgenland: Impérial 2006. 14% Selection Schwander. Fr. 36.90 (www.selection-schwander.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 2 (3) **Nicholas Sparks:** Für immer der Deine (*Heyne*)
- 3 (2) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Knapp*)
- 4 (4) **Michael Theurillat:** Sechseläuten (*Ullstein*)
- 5 (5) **Tess Gerritsen:** Grabkammer (*Limes*)
- 6 (6) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 7 (9) **S. Kuttner:** Mängel exemplar (*Fischer*)
- 8 (7) **Judith Hermann:** Alice (*Fischer*)
- 9 (8) **Martin Suter:** Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 10 (-) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete (*DuMont*)

Sachbücher

- 1 (2) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein (*Edition Fona*)
- 2 (1) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein (*Rowohlt*)
- 3 (3) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 4 (6) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 5 (5) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 6 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Brockhaus*)
- 7 (10) **Richard Precht:** Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)
- 8 (9) **B. Moestl:** Shaolin (*Droemer Knaur*)
- 9 (-) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 10 (-) **Anouk Claes:** Sie & Sie (*Silberschnur*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Goethe im Baumarkt

Wenn Literaten von Welt heimwerken, schaut ihnen der britische Autor Mark Crick dabei zu. Das Ergebnis heisst auf Deutsch «Goethe im Baumarkt» (Blessing-Verlag) – und ist das Beste, was einem Mann von Welt leserweise passieren kann ... bevor er sich munitioniert, um einen Abfluss zu reinigen, oder zum Angriff reitet, um einen Heizkörper zu entlüften. Im crickschen Ratgeber erfährt er von den Mühen des Gipsens und Tapezierens, die bereits andere erlitten haben: Ernest Hemingways alter Mann zum Beispiel, der mit einer Wand kämpft wie mit einem Riesen-Merlin auf hoher See; oder der junge Werther, der stürmisch gegen eine undichte Badewanne anschreibt im Drang, mit seiner Geliebten dortselbst feuchte Stunden zu verleben. In solchen Lese-Momenten mag der Arbeitsmann, gründlich durchtränkt von Erkenntnis, ein Stückchen näher der Heiterkeit des Grossen Baumeisters sein, der alle Dinge ganz ohne Senkblei schuf. (MD)

Literatur

Stimme der Nichtleser

Alex Capus hat mit dem «König von Olten» die Bestsellerliste gestürmt. Eine Begegnung mit dem Autor vor Ort. Und der Versuch, den überraschenden Erfolg zu erklären. Von Philipp Gut

Man hatte mich gewarnt. Er sei ein «unsympathischer» Zeitgenosse, meinte eine Kollegin vor dem Treffen. Der erste Eindruck schien das Urteil zu bestätigen. Auf meine telefonische Anfrage antwortete Alex Capus mit schallendem Gelächter. Dann sagte er zwar zu, machte aber Auflagen: «Sie wollen mit dem Auto nach Olten kommen? Das ist unnötig.» Eine eher unnötige Bevormundung, möchte man meinen. Ich studierte den Fahrplan, entdeckte, dass die Fahrt von Zürich nach Olten nur 30 Minuten dauert, stieg, den Stachel des automobilen Stolzes niederhaltend, in den Zug, traf Capus, reiste nach drei Stunden wieder zurück und muss gestehen: Der Mann hatte recht.

Und meine Kollegin unrecht. Denn Alex Capus ist einer der umgänglichsten, leutestigsten Schriftsteller des Landes. Eine gewisse Volkstümlichkeit, eine menschenfreundliche Nähe zu den Leuten auf der Strasse – in ihrer grossen Mehrheit weder Schriftgelehrte noch Szenegänger der Kultur – zeichnen ihn aus und müssen mitbedacht werden beim Versuch, den phänomenalen Erfolg zu erklären.

«Der König von Olten» stellt die literarische Schweiz vor ein Rätsel, es ist ein Frühsommermärchen, wie es nicht alle Tage vorkommt. Niemand hatte den Sturm an die Spitze erwartet, nicht einmal der Autor selber. Das schmale, winzige Bändchen (115 Seiten, 11 × 17,5 cm) ist vermutlich eines der unscheinbarsten Bücher, die es je auf Platz eins der Schweizer Bestsellerliste schafften. Erschienen Ende April, war die Auflage von 10 000 Stück vier Wochen später weg. Bis heute sind über 15 000 Exemplare verkauft worden. Capus verwies Donna Leon, Nicholas Sparks, Judith Hermann, Martin Suter auf die Plätze.

Der Erfolg ist umso überraschender, als die im «König von Olten» versammelten Geschichten bis auf zwei Ausnahmen alle schon irgendwo erschienen sind. Der Schauplatz der Handlung ist ebenso beschränkt wie der Wirkungsradius und die Werbemöglichkeiten des Verlags (Knapp). Das Buch handelt von Olten, und es ist von A bis Z von Oltnern gemacht.

Am Bahnhof kommt mir Capus entgegen, in ein spontanes Gespräch mit Passanten verwickelt, ein gestikulierender, blondgelockter Bär in Flip-Flops. Der 1,90 Meter grosse und 100 Kilogramm schwere Mann trägt ein weisses Leinenhemd, darüber ein Tweed-Jackett, Bluejeans. Mit seiner imposanten, vom Aare-Strandbad gebräunten Erscheinung entspricht er so gar nicht dem Bild eines blossen Schrei-

berlings. Man nähme ihm auch den Grosswildjäger ab oder den Holzfäller.

Bevor wir über Literatur reden, spricht Capus, Sohn eines aus Frankreich eingewanderten Lehrers, von Olten. Wir machen eine kleine Tour durch die Stadt, zu deren Chronist er mit dem neuen Buch endgültig geworden ist (schon in seinem Debütroman «Munzinger Pascha» fällt der Name des Städtchens auf der ersten Seite). Der Autor führt mich zur Rosengasse, einer Arbeitersiedlung aus dem späten 19. Jahrhundert. Eines der Häuser ist sorgfältig restauriert, gleich daneben überlässt man ein anderes dem Verfall, eine bewohnte Ruine. Pikant: Das Schandmal gehört der Bürgergemeinde, das Bijou dem Verein «Rettet die Rosengasse», einer Gruppe von «Freaks und Künstlern», darunter Alex Capus. Die Idealisten sind durchaus handfest vorgegangen: Sie haben eine Aktiengesellschaft gegründet, vermieten die Häuser zu günstigen Konditionen und verdienen erst noch ein bisschen Geld damit. Auch bei der Gestaltung eines Nachbarareals, das ein Immobilienhändler übernommen hat, haben sich die «Rosengässler» Mitspracherechte erkämpft.

«Anarchische Zone»

Schnell wird deutlich: Alex Capus ist nicht nur eine Art freiwilliger, unbezahlter Stadtschreiber von Olten, er mischt sich auch in planerische Belange ein. Mit einem ehemaligen Schulkollegen hat er eine regelrechte Volksbewegung ins Leben gerufen, um ein weiteres Grossgrundstück, das Areal Olten Südwest, dem Zugriff eines Zürcher Investors zu entziehen. Der Fall sorgte für «helle Aufregung» in der Stadt, berichtet Capus, nun ganz in seinem Element. Der Freisinn, in Olten traditionellerweise eher linksorientiert, hat verlangt, dass die Stadt das Grundstück kaufe – wogegen sich die damalige sozialdemokratische Baudirektorin, das «Hohelied der freien Marktwirtschaft singend», gewehrt habe. «Wenn sich die Grenzen verwischen», freut sich Capus, «wird die Politik interessant.»

Der Schriftsteller ist, nach der jüngsten Schlappe der Sozialdemokraten, die nur noch einen von fünf Stadträten stellen, zum zweiten Mal in seinem Leben der SP beigetreten. Die Niederlage am 19. April trifft die Partei hart: Sie hat die Macht in der Arbeiter- und Eisenbahnerstadt jahrzehntelang mit der FDP geteilt. Vor der Wahl hatte die SP im Stadtrat mit drei Sitzen die Mehrheit.



Gestikulierender, blondgelockter Bär in Flip-Flops: Bestseller-Autor Capus.

«Man hat als Citoyen eine gewisse Pflicht, sich einzubringen, gerade in einem bestimmten Alter», begründet der 48-jährige Vater von vier Kindern sein Engagement. In seinen «jungen Jahren» habe er sich «nur um die eigene Schreiberlei gekümmert». Allerdings ortet Capus hier auch einen Konflikt: «Wenn ich mich im Tagesgeschäft engagiere, kann ich dann noch der ironisch-distanzierte Chronist sein?» Die Antwort lässt er offen.

Wir setzen uns an der Aare in ein Café. «Der Fluss», erklärt Capus, «ist Gravitationspunkt und gleichzeitig Niemandsland des Städtchens, eine unbetonierbare, anarchische Zone.» In der Geschichte «Mein Olten», einst für die *Weltwoche* geschrieben, sagt der Erzähler: «An diesem Fluss habe ich alle grossen Dinge meines Lebens getan: mein erstes Mädchen geküsst, die erste Zigarette geraucht, den Tod meines Grossvaters beweint, meine Frau erstmals geküsst und die Geburt meiner Söhne gefeiert.»

In seinen Geschichten ist Capus ganz nah dran an Olten und dessen Bewohnern, so nahe, dass nun schon Touristen mit dem Büchlein in der Hand durch die Stadt laufen. Die ortstypischen Gerüche sind ihnen nach der Lektüre ebenso vertraut wie die Lieblingsbeizen des Autors, das «Stadtbad», der «Rathskeller».

Später stösst Thomas Knapp zu uns, der Verleger. Er hatte gehofft, bis Weihnachten 4000 Exemplare verkaufen zu können – was gereicht hätte, um «rauszukommen». Knapp beobachtet, dass «Leute das Büchlein kaufen, die sonst kaum lesen». Offenbar spreche das «Kleinstädtische, Einfache» viele Leser an. Capus gebe dem «Durchschnitts-Oltner» eine Stimme. Und damit dem Durchschnitts-Mittelländer. Und dem Durchschnitts-Schweizer.

Erfolg ohne Subventionen

Capus selber sieht sich als «eine Art volkstümlicher Autor», der vor allem eines tut: Geschichten aufschreiben. «Ich will die Welt im Indikativ erzählen, so, wie sie ist oder wie ich sie sehe.» Mit Selbstbeschreibungsprosa hat er nichts am Hut. Die Bücher des ehemaligen SDA-Journalisten sind welthaltig, ob sie nun in Olten oder in Afrika spielen. Die Leser danken es ihm: Capus gehört zu den wenigen Schweizer Schriftstellern, die ohne Subventionen auskommen.

Sein Erfolg ist auch ein Triumph der *Suisse profonde*, der Provinz und ihrer ganz normalen Bewohner – obwohl es «die Provinz literarisch nicht gibt»: «Die Romane von Tschechow, Dostojewski, Tolstoi, Flaubert spielen alle nicht in Metropolen.»

Olten, plötzlich wieder auf die literarische Landkarte katapultiert, kann durchaus stolz sein auf seine Tradition. Capus ist im selben Hochhaus aufgewachsen wie Rolf Lappert. Auch ein Peter Bichsel stammt von hier, ein Franz Hohler, ein Ulrich Knellwolf. Der Walter-Verlag gehörte zu den führenden Häusern im deutschsprachigen Raum, die Gruppe Olten prägte das Bild der Schweizer Schriftsteller in der Öffentlichkeit. Das Schweizer Buchzentrum ist in einem Vorort angesiedelt. Seit ein paar Jahren gibt es hier eine Buchmesse.

Der Oltner Literat der Stunde aber heisst Alex Capus. Immer wieder wird er von Passanten gegrüsst. Ein Mann fragt ihn nach dem Stand der jüngsten Unterschriftensammlung. Eine Frau in dunkler Sonnenbrille kommt an unseren Tisch, zieht die Brille aus und sagt: «Alex, ich bin deine Tante aus Amerika.»

Übrigens: Capus' neuer Roman, der im nächsten Jahr erscheinen soll und von Insidern bereits hoch gelobt wird, spielt «ganz sicher nicht in Olten». Ziemlich sicher aber wird auch er auf der Bestsellerliste landen.

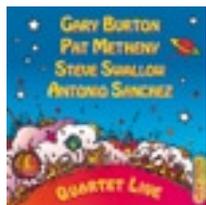
Alex Capus:
Der König von Olten. Knapp.115 S., Fr. 25.80

Süsser Vogel Jugend

Von Peter Rüedi

«*Ein Mann*», heisst es bei Brecht, «der Herrn Keuner lange nicht gesehen hatte, begrüsste ihn mit den Worten: <Sie haben sich gar nicht verändert.> <Oh!», sagte Herr Keuner und erlebte.» Nun braucht einer kein Apologet der Veränderung zu sein wie der arme B. B., um von jeglichem Wiedersehen nach langer Zeit erst einmal das Schlimmste zu befürchten. Eine Klassenzusammenkunft genügt da vollauf. Wenn also eine Band wie das vielleicht fulminanteste Quartett von Gary Burton, das mit Pat Metheny und Steve Swallow, sich rund dreissig Jahre nach der Trennung wieder trifft, droht ein Schock. Sei's der, dass man sich gar nicht verändert hat, sei's der gegenteilige.

Freilich gibt's auch jene raren Freundschaften, wo zwei sich wiederbegegnen und der eine den Satz zu Ende bringt, den der andere vor Jahrzehnten abgebrochen hatte. So etwa in diesem Fall. Vibrafonist Burton, der damals sehr junge Gitarrist Metheny und der charismatische E-Bassist Swallow trafen sich 2006 mit dem Drummer Antonio Sanchez (als einzigem neuem Element) zu einem Auftritt am Monterey Jazz Festival. Sie hatten zwischen 1974 und 1977 einen eigenen integrierten Sound entwickelt, harmonisch zu differenziert, um als Jazzrock, zu sangbar, um als Jazz-Mainstream zu gelten: eine neue, ganz und gar amerikanische Kammermusik, die in der Folge jeder für sich weiterentwickelte, Metheny in seinen zuweilen etwas gar bombastischen Western-Panoramen. Country & Western Music war auch für Burton immer eine Quelle der Inspiration. Jedenfalls war die Wiederbegegnung für alle so aufregend, dass sie eine weitere Zusammenarbeit beschlossen. Erstaunlich, dass dabei keinerlei nostalgische Rührseligkeit aufkommt. Sie nehmen sich zwar alte Titel vor, aber sie schlagen die sprühendsten Funken daraus und entfachen in der Beschwörung ihrer Jugend viel aktuell ansteckende Begeisterung. Der Live-Mitschnitt aus einem kalifornischen Klub ist das Gegenteil von museal. Man höre sich nur das Schlussbukett an, Methenys «Question and Answer».



Gary Burton, Pat Metheny, Steve Swallow, Antonio Sanchez: Quartet Live. Concord Jazz 0888072313033

Madenbeharrlichkeit

«*State of Play*» ist endlich mal wieder intelligentes Polit-Kino.

Von Wolfram Knorr



Besessenheit eines Nagers: Rachel McAdams als Reporterin und Russell Crowe als Reporter.

Weiss man ja: Hollywood ist nicht mehr so richtig der Tummelplatz mutiger Finanziers. Purer Klimbim und volle Dröhnung füllen die Kassen. Wagen es dennoch Produzenten, gegen den Trend zu arbeiten, gelten sie als Kamikaze. Ein ganz besonderer Fall von irrem Wagemut war der Entschluss, eine sechsteilige, mehrfach ausgezeichnete BBC-Miniserie auf Spielfilmlänge einzudampfen und aus dem sicheren Gebühren-Gehege auf die freie Kino-Wildbahn zu schicken. Denn «*State of Play*» (der Sechsteiler lief unter dem Titel «Mord auf Seite eins» auf Arte!) war alles andere als ein Quotenbringer. Dennoch wagte man, knapp sechs Stunden Spielzeit auf zwei einzudicken und die Story von London nach Washington zu dislozieren – und siehe da, nichts gerät aus der Fassung, «*State of Play*» (deutscher Titel «Stand der Dinge») bleibt brillantes Polit-Kino auf hohem Niveau.

Cal McAffrey (Russell Crowe), Reporter beim *Washington Globe*, wird von seinem Freund, dem Abgeordneten Stephen Collins (Ben Affleck), um Hilfe gebeten: Collin's Assistentin, die sich bald als dessen Geliebte entpuppt, kommt auf mysteriöse Weise ums Leben. Für den Polit-Hoffnungsträger und Vorsitzenden des Verteidigungsausschusses ein peinlicher Rückschlag. Das weckt Cals Misstrauen und belastet die Freundschaft – noch aus anderen Gründen: Die Zeitung kämpft um Auflage, die Chefredakto-

rin Cameron Lynne (Helen Mirren) hängt deshalb jede Enthüllung an die grosse Glocke («Gute Reporter haben keine Freunde, sie haben nur Quellen») und treibt Collins in die Bredouille. Cal beisst sich mit der Besessenheit eines Nagers durch einen Lügen- und Intrigenverhau und kommt einer Verschwörung auf die Spur.

Beeindruckend am mit Verve und Lokalkolorit von Kevin Macdonald («*The Last King of Scotland*») inszenierten Thriller ist seine erstaunliche Komplexität. Die hohe Suspense entfaltet sich nicht nur am Enthüllungsplot, sondern auch an den Problemen zwischen Print und Online, Journalismus und Auflagedruck rüder Investoren und verhängnisvoller Fraternisierung mit Politikern, die mit wunderbar beiläufigem Geschick der Hatz Volumen geben. Kino, ganz auf der Höhe der Zeit, Anspruch und Entertainment in einem Guss. Im Vorfeld der Produktion gab es Querelen, weil ursprünglich Brad Pitt (als Collins) und Edward Norton (als Cal) vorgesehen waren, in der Hoffnung, mit diesem Gespann («*Fight Club*») ein breiteres Publikum anzusprechen. Doch beide stiegen aus; vielleicht war's gut so. Denn Ben Affleck, alles andere als ein begnadeter Mime, überzeugt mit glatter Polit-Mimikry ebenso wie Russell Crowe mit muffiger Madenbeharrlichkeit.

State of Play.

Regie: Kevin Macdonald. USA/GB, 2009

«Dirigenten sind keine Genies»

Franz Welser-Möst, einst am Opernhaus tätig, kommt für die Festspiele zurück nach Zürich. Als Weltstar. *Von Christian Berzins*

Warum wurde der 1960 in Linz geborene Franz Möst ein weltberühmter Dirigent? Allein die eitle Namensänderung in Welser-Möst kann es nicht gewesen sein. Weil er ein Karrieremensch ist, wie gewisse Neider sagen? Wäre er es nicht, wäre er wohl nicht Dirigent. Welser-Möst sagt es sogar von sich selber: «Mit 25 war ich sehr karrieregetrieben.» Heute aber spricht sowohl aus Welser-Mösts Dirigtat wie aus seinem Wesen eine tiefe Gelassenheit. Kein Wunder: Er hat alles erreicht, leitet eines der legendären Top-five-Orchester Amerikas und ist ab 2010 Generalmusikdirektor der Wiener Staatsoper.

Von 1987 bis 1990 war Welser-Möst Chefdirigent des Musikkollegiums Winterthur. 1992 dirigierte er erstmals am Opernhaus Zürich, 1995 wurde er dort Chefdirigent. Damals hatte Welser-Möst, obwohl erst 35, schon viel erlebt – viel Unerfreuliches. Fünf Jahre zuvor war er Chefdirigent des berühmten London Philharmonic Orchestra geworden. Er versuchte in einer Zeit der Umwälzung etwas Neues aufzubauen. Vergeblich. Welser-Möst wurde bald schwer kritisiert, gar spöttisch «Frankly Worse than Most» genannt. Als er ging, hiess es: Welser-Möst ist in London gescheitert. In Zürich konnte er seine Karriere neu starten.

Hat Alexander Pereira die Karriere Welser-Mösts gerettet? Der Dirigent dazu: «Nicht Pereira hat mich nach Zürich geholt, sondern

das Orchester wollte mich. Das ist eine historische Wahrheit. Natürlich hat Pereira den Vertrag gemacht, aber das Orchester wollte mich als Chef haben.»

Egal, die Stelle bot ihm die Möglichkeit, das zu lernen, was er wollte. Welser-Möst wollte immer in den Opernbetrieb. Der natürliche Weg zu diesem Beruf über die Korrepetitor-Laufbahn war ihm nämlich verschlossen geblieben, da er durch die Folgen eines schweren Autounfalls kein Instrument mehr spielen konnte. Er wusste seine Zürcher Zeit zu nutzen. Schon nach fünf Jahren wurde das Opernhausorchester in der Zeitschrift *Opernwelt* zum Orchester des Jahres gewählt. Trotz des Triumphs eine bittere Stunde. Bei der Pressekonferenz damals schwärmte Pereira, wie grossartig und wunderbar es sei, «Orchester des Jahres» zu sein. «Er nennt die Dirigenten Dohnányi, Harnoncourt und so weiter. Einen Namen nennt er nicht – das war meiner. Das tut weh. Ich sass neben ihm.»

Keine Angst vor Pereira

Welser-Möst arbeitet dennoch fleissig weiter im Hause Pereiras. Rückblickend sagt er aber: «Nur weil ich nicht zu allem Stellung nehme, was intern passiert, heisst das noch lange nicht, dass ich mit allem einverstanden bin. Mein Image hier in Zürich, ich sage das mit einem gewissen Lächeln, ist eigenartig: Das Opern-

haus trägt einen Namen, und dahinter verschwindet sehr viel. Ich sage das nicht neidisch, aber: Nicht alles, was nach aussen gut scheint, ist tatsächlich gut.»

Welser-Möst hielt sich zurück. Selbst wenn er abends in den Orchestergraben trat, schien er mehr hereinzuschleichen, als pfauenstolz hereinzumarschieren. Er ist kein Wichtigtuer: «Ich sehe meine Aufgabe darin – das hat auch mit meiner Religiosität zu tun –, einer Sache zu dienen. Allerdings hat jeder ein Ego, das von Zeit zu Zeit gestreichelt werden will.»

Streicheleinheiten erhielt er von der Plattenfirma EMI: Sie setzte früh auf Welser-Möst. Und selbst Pereira streichelte ihn: Nach seinem ersten Abgang aus Zürich 2002 holte ihn der Intendant 2005 zurück und machte ihn zum Generalmusikdirektor. Das Verhältnis blieb angespannt. Erst beim Fall «Fledermaus» – Welser-Möst verlässt die Produktion nach der Premiere, Pereira redet die Affäre klein – wird's dem Dirigenten zu bunt. Pereiras Ausreden nennt er eine Frechheit. Dennoch arbeitet er weiterhin am Haus. «Ich habe vor Pereira keine Angst.» Die Liebe zu «seinem» Orchester ist grösser: «Diese musikalisch sehr intime und schöne Beziehung hat mein Leben unglaublich bereichert. Ich glaube, dass das gegenseitig ist. Das Orchester war 1995 nicht auf dem heutigen Niveau. Das ist, mit Verlaub, meine Arbeit.»

Keine Streicheleinheiten erhielt er von den jeweils ersten Musikkritikern in Zürich und Cleveland. Das hat sich geändert: Don Rosenberg, der Platzhirsch in Cleveland, darf nicht mehr über das Cleveland Orchestra schreiben. Und der Erste NZZ-Musikkritiker besuchte nach etlichen schlechten Kritiken alsbald keine Zürcher Premieren mehr, die Franz Welser-Möst dirigierte. Die Wiener hingegen lieben ihren weltberühmten Österreicher schon jetzt. Als er zum Generalmusikdirektor der Staatsoper ernannt wurde, schrieb der *Standard* von der «Heimholung». Und Wilhelm Sinkovicz, einer der wichtigsten Wiener Kritiker, hat gar Welser-Mösts Biografie verfasst. In den Leserbriefspalten wurde der Linzer in die Ahnengalerie mit Böhm und Karajan gestellt. Welser-Möst reagiert gelassen darauf: «Übertreibung ist auch ein Merkmal der Österreicher.»

Gelassen schaut er auch auf die Shootingstars wie Gustavo Dudamel oder Daniel Harding. «Um gross zu werden, braucht es das Innerste des Künstlers. Man kann einen Hype betreiben, aber über kurz oder lang setzt sich das durch, was echt ist. Wir Dirigenten sind doch bloss reproduzierende Künstler, nur die Nachschöpfer. Wir sind keine Genies. Meine Aufgabe als Interpret ist es, dem Publikum ein Stück nahezu-bringen. Nicht mich.»

Welser-Möst dirigierte ab 28. Juni am Opernhaus Zürich Mozarts «Cosi fan tutte» und am 12. Juli Haydns «Jahreszeiten» in der Zürcher Tonhalle. Christian Berzins ist Musikkritiker des *Sonntags* und der *Aargauer Zeitung*.



«Sehr karrieregetrieben»: Stardirigent Welser-Möst.

Gelbsucht

Mit der Erziehung hatte Eidenbenz schon immer Mühe. Aber so etwas hatte sein Sohn sich noch nie geleistet: Ging einfach nicht mehr in die Schule. «Doppelpass», Folge 30. Von Charles Lewinsky

Ruhig bleiben, hatte Eidenbenz sich vorgenommen. Das Problem ganz sachlich auseinanderbeineln. Pädagogisch vorgehen.

Auch wenn sein Sohn wieder dieses herausfordernde Gesicht machte, das er an ihm so hasste. Und dazu dieses Grinsen, zu dem der Bub ja nun wirklich keinen Grund hatte. Weiss Gott keinen Grund. Wollte damit nur sein schlechtes Gewissen kaschieren. Jetzt, wo alles aufgefliegen war.

«Also, Philipp. Du schwänzt die Schule!»

«So würde ich das nicht sagen.»

«Sondern?»

«Ich gehe vorübergehend nicht hin.»

«Das ist dasselbe!»

«Aber du musst zugeben: Meine Formulierung klingt besser. Können wir uns auf <kreative Pause> einigen?»

«Auch noch frech werden! Am liebsten würde ich ...»

«Ich weiss. Links und rechts ein paar hinter die Ohren. Früher hat mir das mal richtig Angst gemacht.»

«Denk bloss nicht, du bist zu alt dafür!»

«Ich nicht. Aber du vielleicht.»

Warum sagte man eigentlich <hinter die Ohren>? Völlig sinnlos. Dort schlug doch niemand hin.

Aber das war jetzt nicht der Moment, um über solche Dinge nachzudenken. Konzentrieren musste er sich. Das Problem lösen.

«Reden wir vernünftig miteinander, Philipp. Was ist da in dich gefahren? Kannst du mir bitte erklären, warum du das gemacht hast? Mit einem gefälschten ärztlichen Zeugnis?»

«Das war deine Idee.»

«Meine? Ich habe nie ...»

«Doch. Als mir damals im Unterricht schlecht geworden ist. Da hast du Dr. Gertsch angerufen, damit er mir eine Pilzvergiftung bestätigt.»

«Das war etwas anderes.»

«Wieso? Ich hatte damals keine Pilzvergiftung, und ich habe jetzt keine Gelbsucht.»

Die Flausen austreiben, dachte Eidenbenz. Zeigen, wo Bartli den Most holt. Hart, aber gerecht.

«Ich will mit dir nicht diskutieren! Antworten will ich haben. Nummer eins: Wie bist du überhaupt zu dem Briefpapier gekommen?»

«Hat mir Dr. Gertsch gegeben. Indirekt. Er



ist hinausgegangen, um das Zeugnis wegen der Pilzvergiftung zu diktieren, und in der Zeit habe ich mich bedient.»

«Du hast also damals schon geplant ...»

«Nicht so konkret. Aber wie sagst du immer so richtig? *Gouverner c'est prévoir.*»

Der Bub nahm die Sache immer noch nicht ernst. Realisierte noch gar nicht, was er sich da eingebrockt hatte. Deutsch und deutlich mit ihm reden, dachte Eidenbenz.

«Du meinst wohl, das ist alles nur ein Spass?»

«Ins Gefängnis wird man dafür nicht gleich kommen.»

«Aber von der Schule fliegen! Weissst du, was das bedeutet?»

«Schlechte Publicity für dich?»

«Es geht nicht um mich.»

«Das wäre mal was Neues.»

«Um deine Zukunft geht es! Ohne Matur hast du heutzutage im Berufsleben keine Chance.»

«Wie furchtbar.» Immer noch mit diesem ironischen Lächeln. «Und ich wollte doch unbedingt Karriere als arbeitsloser Akademiker machen.»

«Was ist eigentlich in dich gefahren? So kenne ich dich überhaupt nicht.»

«Du kennst mich überhaupt nicht sehr gut.»

«Du bist mein Sohn!»

«Das kommt erschwerend hinzu.»

Ist es ein Wunder, wenn einem die Galle hochkommt? Wenn der eigene Sohn ... «Eine Erklärung will ich jetzt haben! Warum schwänzt du seit zwei Wochen?»

«Es sind schon bald drei. So eine Hepatitis ist langwierig.»

«Philipp! Ich warte.»

«Ist ja gut. Ich probier dir's zu erklären. Seit dieser Aufführung und dem ganzen Rummel, den die Zeitungen hinterher gemacht haben, war ich im Schulhaus der bunte Hund. Tuschel, tuschel, schau mal, das ist doch der Sohn vom Eidenbenz. Der seinem Vater ans Bein gepinkelt hat.»

«Das hättest du dir vorher überlegen müssen.» Streng, aber gerecht bleiben. Sich den kleinen Triumph nicht anmerken lassen.

«Ich bin mir vorgekommen wie Roger Federer nach dem Sieg in Paris. Da hab ich einfach mal Pause gebraucht.»

«Und nur deshalb ...?»

«Nicht nur deshalb. Die Schule stinkt mir schon lang. So viel Langeweile hält man auf die Dauer nicht aus.»

«Unterricht ist kein Unterhaltungsprogramm.» Vorsicht. Nicht zu streng einfahren. Zeigen, dass man auch mal jung war. «Weisst du, mir hat die Schule damals auch keinen Spass gemacht. Aber ich habe durchgehalten, und du siehst, was aus mir geworden ist.»

«Eben.»

Nicht provozieren lassen. Verständnis zeigen.

«Du lieber Gott, Philipp, ich kann dir das ja alles nachfühlen.»

«Wirklich?»

«Aber wie willst du sonst etwas lernen?»

«Ach, weisst du, da gibt es viele Möglichkeiten. Wikipedia zum Beispiel. Dort hab ich auch meine Hepatitis gefunden. Mit allen me-



dizinischen Fachausdrücken. Eine praktische Krankheit, nicht? So wunderbar ansteckend.»

Pädagogische Zurückhaltung war ja gut und recht. Aber es gab Situationen, da konnte man gar nicht anders als mit der Faust auf den Schreibtisch hauen. Den Tarif erklären. Sich durchsetzen.

«Schluss jetzt!» Die alles übertönende Eidenbenz-Stimme, die keinen Widerspruch duldete. «Jetzt hörst du mir mal gut zu, Bürschen. Wenn du glaubst, du kannst dir alles erlauben ...»

«Störe ich?»

Ausgerechnet in diesem Moment musste Sonja hereinkommen. Mit dieser lästigen Kamera in der Hand, die sie seit ihrer Kur ständig mit sich herumschleppte.

«Nicht jetzt», sagte Eidenbenz. «Wir haben etwas zu besprechen.»

«Ich weiss. Man hört dich im ganzen Haus. Geht es darum, dass Philipp die Schule schwänzt?»

Eidenbenz traute seinen Ohren nicht. «Das hast du gewusst?»

«So nach ein, zwei Tagen war es klar. Wenn man die Augen offen hat. Er hockte ja den ganzen Tag in seinem Zimmer vor dem Computer.»

«Warum hast du mich nicht verraten?» Philipps Stimme war voll ungläubigem Stauen.

«Ich hab mir gedacht, vielleicht brauchst du das. Und ...» Sie lächelte ihren Mann an. «... bei dir wollte ich sehen, ob du von selber dahinterkommst. Oder ob es dir jemand sagen muss. So eine Art Wette mit mir selber. Ich glaube, ich habe sie gewonnen.»

Es hatte keinen Sinn, mit Sonja zu streiten. Seit sie aus der Klinik zurück war, kam er mit ihr noch weniger klar als vorher. Ruhig bleiben und das Heft wieder in die Hand nehmen.

«Ich möchte das jetzt gern mit Philipp in aller Ruhe ...»

«Genau so», sagte Sonja. «Nicht bewegen.» Und knipste schon wieder.

«Muss das sein?»

«Ja», sagte sie. «Das muss sein.»

Klick. Und noch mal: Klick.

Dann setzte sie sich einfach hin, schlug die Beine übereinander und verschränkte die Arme. Wie ein Zuschauer, der nach der Kinopause darauf wartet, dass der Film weitergeht.

«Lasst euch nicht stören», sagte sie. «Ich glaube, jetzt wird es erst richtig interessant.»

Eidenbenz und Philipp hatten schon viele Kräche miteinander ausgefochten, aber nie, wenn Sonja dabei war. Eine der wenigen Regeln, an die sich Vater und Sohn immer gehalten hatten: Man durfte sie nicht aufregen. Und auch wenn sie aus ihrer Entziehungskur völlig verändert zurückgekommen war – so leicht legt man eine langjährige Gewohnheit nicht ab.

«Also, Philipp», sagte Eidenbenz nach einer Pause und war plötzlich so unsicher, als habe er etwas angestellt und nicht sein Sohn, «also, Philipp, es ist dir wohl klar, dass es so nicht weitergehen kann.»

«Ja», sagte Philipp. Sagte einfach: «Ja.» Ganz ohne Ironie und freche Sprüche.

«Diese Schwänzerei muss sofort aufhören.»

«Von mir aus. Es wird sowieso langsam fad. Wenn man nirgends hingehen kann, wo etwas los ist. Weil man ja offiziell im Bett liegt.»

«Gar nirgends wirst du hingehen. Ausser in die Schule. Du hast so lange Hausarrest, bis du ...»

Aber Sonja schüttelte den Kopf. Ganz ruhig und freundlich. Eine Lehrerin, die einen unbegabten Schüler diskret davor warnen will, sich in einer falschen Antwort zu verrennen. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie das tat, brachte ihn völlig aus dem Konzept.

Philipp, ganz gegen seine Art, nützte die plötzliche Unsicherheit seines Vaters nicht aus, sondern kam ihm sogar zu Hilfe. «In den nächsten Wochen werde ich sowieso nicht viel freie Zeit haben. Bis zum Ende des Trimesters gibt es eine Menge nachzubüffeln, wenn ich nicht sitzenbleiben will.»

Beinahe hätte Eidenbenz ganz automatisch «Dann ist ja wieder mal alles klar» gesagt, so wie er Sitzungen im Parteivorstand oder im Verein zu beenden pflegte. Aber es war eben nicht alles klar. Es gab da noch ein Problem, das überhaupt nicht gelöst war: Offiziell hatte Philipp immer noch die Gelbsucht.

Im Gespräch mit dem Klassenlehrer Vögeli hatte Eidenbenz dem nicht ausdrücklich widersprochen. Hatte es auch nicht bestätigt, so ungeschickt war er nicht gewesen. Aber Vögeli musste doch den Eindruck haben ...

Man konnte den Mann natürlich ins Vertrauen ziehen. Theoretisch war das denkbar. Philipp war schon immer sein Lieblingsschüler gewesen, und vielleicht würde er mithelfen, die dumme Sache diskret vom Tisch zu bringen.

Aber andererseits ...

Man konnte sich nicht darauf verlassen, dass solche Leute den Mund hielten. Und wenn die Geschichte publik würde – das wäre für Eidenbenz' politische Gegner ein gefundenes Fressen. Ein Käferfest wäre das für sie.

Die Lösung, die Sonja vorschlug, lehnte Eidenbenz zuerst strikt ab. Kategorisch. Aber irgendwann musste er widerwillig zugeben, dass er auch keinen besseren Vorschlag hatte.

Und so traf er sich noch am gleichen Tag mit seinem alten Dienstkameraden Gertsch zu einer guten Flasche Wein und erklärte ihm, was er brauchte. Zum Glück war sein Hausarzt noch einer von der alten Garde und machte kein langes Theater. Lachte sogar über die Geschichte. Obwohl wirklich nichts Komisches daran war.

Das Entscheidende war: Er funktionierte. Fatzbumm.

Und so brachte Philipp am nächsten Tag ein ärztliches Zeugnis in die Klasse mit, wonach er nicht mehr ansteckend war und seine Hepatitis Typ B ausgestanden.

Herr Vögeli fand, Philipp habe sichtlich abgenommen. Aber das war ja auch kein Wunder nach einer so langen Krankheit.

Folge 31 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Am Ende des Tunnels

Die Praxisassistentin Petra Meier, 35, und der diplomierte Betriebswirt Roger Kauf, 40, heiraten im August. Es wird romantisch.

Roger: Als meine erste Frau vor einem Jahr überraschend starb, war ich am Boden zerstört. Ich war ganz jung mit ihr zusammengezogen. Wir bauten ein Haus, arbeiteten uns beruflich vorwärts und bekamen vor sieben Jahren einen wunderbaren Sohn. Dann dieser Schicksalsschlag. Aber ein kleines Kind bringt einen in die Realität zurück. Nach dem ersten Schock war ich – mit Blick auf Joshua – gezwungen, die täglichen Abläufe sicherzustellen. Gleichzeitig begann ich mir Gedanken über die Zukunft zu machen. Die Trauer wich einer Phase, in der man lernt zu akzeptieren, um weitermachen zu können. So entstand auch Raum für das Bedürfnis, mich mit Menschen auszutauschen, die Ähnliches durchgemacht hatten. Ich schaute mich um und lernte auf einer Internetplattform, die auch Partnervermittlungen anbietet, Witwer wie Witwen kennen, mit denen ich mich unverbindlich austauschen konnte.

Petra: Zu diesem Zeitpunkt war ich Single. Ich sehnte mich nach der Nähe und der Geborgenheit einer festen Beziehung. Aber nicht zu jedem Preis. Meine Erfahrungen auf den Internetplattformen waren nicht immer die besten, aber diesmal war es anders: Kaum war ich angemeldet, teilte mir der Computer mit, ein passendes Profil gefunden zu haben: Roger. Einen Tag später sahen wir uns. Es schlug ein wie ein Blitz. Die Annäherung fand auf eine stilvolle und schöne Art und Weise statt. Solche Dinge sind uns beiden wichtig. Wir sind Romantiker.

Roger: Petra war ein Geschenk des Himmels, da bin ich mir sicher. Sie war und ist das Licht am Ende des Tunnels. Darum ist es richtig, so wie es ist: für sie, Joshua und für mich.

Petra: Dass Roger Witwer ist und einen kleinen Jungen hat, wusste ich von Anfang an. Ob er ein halbes Jahr nach dem Tod seiner Frau innerlich bereits frei für eine neue Beziehung ist oder nicht: Solche Fragen versuchte ich mir gar nicht zu stellen. Jeder Mensch bewältigt die Trauer auf seine Art und in seinem eigenen Tempo. Ich orientierte mich daran, wie Roger mit mir umging: offen, fürsorglich und liebevoll. Mit ihm fühle ich mich so, wie ich es mir immer gewünscht, in früheren Beziehungen aber nie gefunden hatte: beschützt und geliebt.

Roger: Ich war von Beginn an begeistert von Petra, betrachtete sie aber mit verschiedenen Au-



«Es schlug ein wie ein Blitz»: Brautleute Meier und Kauf.

gen: nicht nur mit denjenigen eines Partners und verliebten Mannes, sondern – stellvertretend – auch mit jenen meines Sohnes. Ich wollte für Joshua eine Bezugsperson in meinem Alter, die ihn mit dem Herzen annimmt und ihm ein Zuhause bieten kann. Das war für mich absolut wichtig, nach allem, was er durchgemacht hatte. Kinder sind tolerant und verstehen so viel, wenn man sich die Mühe macht, auf ihre Gedankenwelt einzugehen. Petra erwies sich nicht nur im Umgang mit mir, sondern auch mit meinem Jungen als warmherzig, grosszügig und empathisch. Joshua mochte Petra sofort, auch weil sie eine feinfühligste Persönlichkeit ist. Meine Verlobte ist die kompletteste Frau, die ich kenne, und da sie nur eine Woche lang bei der Internetplattform angemeldet war, kann ich sagen: «Die schönsten Blumen sind auf dem Markt am schnellsten weg.»

Petra: Drei Monate nach unserem Kennenlernen hielt Roger bei meinem Vater um meine Hand an. Unsere Heirat soll keine wilde Party werden, sondern feierlich und ruhig, dem An-

lass angemessen. Es ist bereits alles bis ins kleinste Detail organisiert. Paare, die das Ereignis nebenbei abwickeln, lassen sich etwas entgehen. Ich träumte seit meinen Kindheitstagen von einer traditionellen Hochzeit. Diesem Bild folgten wir während der Vorbereitungen. Die Schleppe des Kleides ist zwei Meter lang, ich trage Schleier und Diadem. Mein Vater wird mich vor den Altar begleiten, wo uns Joshua die Ringe in einem Holzkästchen überreicht, das mein verstorbener Schwiegervater angefertigt hat. Blumenmädchen werfen Feuersteine und Blütenblätter. Das Schönste ist, dass wir im Zustand der totalen Verliebtheit einen überaus wichtigen Schritt wagen, dessen Ernsthaftigkeit uns beiden sehr bewusst ist.

Roger: Nach den Feierlichkeiten trage ich Petra über die Schwelle unseres Hauses, und natürlich hoffen wir auf ein oder zwei Geschwisterchen für unseren Jungen.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Mit Dank an www.limousinen.ch

Hoffentlich lesen es unsere Häuptlinge,
bevor der Chef der Kavallerie es liest:
«Das Blocher-Prinzip. Ein Führungsbuch.»

Christoph Blocher stellt im Gespräch mit dem Journalisten Matthias Ackeret seine Führungsphilosophie und seine Führungsprinzipien vor. Ein Buch, das heute aktueller denn je ist. Es erscheint bereits in der 4. Auflage im Meier Buchverlag Schaffhausen. Erhältlich in jeder guten Buchhandlung. Klare Worte von Christoph Blocher gibt's auch in Tele-Blocher, der wöchentlichen Fernsehsendung im Internet. Jeden Samstag ab 15 Uhr. Nur auf www.teleblocher.ch.

M
MEIER BUCHVERLAG
SCHAFFHAUSEN



**DAS BLOCHER-PRINZIP
EIN FÜHRUNGSBUCH**

Wer als Unternehmer, Offizier oder Politiker damit erfolgreich ist wie Christoph Blocher, dessen Erfolgsgeheimnis möchte man ergründen. Da hat Matthias Ackeret in langen Gesprächen mit dem Mann, der dieses Buch vorstellt, Christoph Blocher, nach dem seine Führungsphilosophie entstanden ist, viele wertvolle Einblicke in sein Denken und Handeln gewonnen. In allen Lebensbereichen grosse Lehren zu erlangen.